



Januar 1923

9. Jahrgang: Nr. I

Memminger Geschichts-Blätter

Zwanglos erscheinende Mitteilungen des Memminger Altertumsvereins
Druck der Verlags- und Druckereigenossenschaft Memmingen e. G. m. b. H.

Inhalt: Dr. J. Miedel, Von der Alt-Memminger Post. — Allerlei aus Memminger Ratsprotokollen. — Aus Heimertingens Vergangenheit. — L. Mayr, Steinbacher Wunderbücher. — Aus Arbeiten z. Gesch. v. Stadt und Landschaft: J. O. Hartig, Chr. Schorer u. sein Sprachverderber (1643). 2. O. Völkers, Ottokuren. Von M.

Von der Alt-Memminger Post

Aus Memmingen stammt die älteste Nachricht von einer regelmäßigen Posteinrichtung in Deutschland. Sie ist enthalten in der handschriftlichen Chronik des Pfarrers Michael Sammit (Stadtbibl. 2, 46. 4^o), die zwar erst gegen das J. 1600 geschrieben ist, aber auf ältere Vorgänger zurückgeht. Der Bericht steht nach meiner Angabe wohl bereits in M. Schultes Gesch. d. mittelalt. Handels und Verkehrs (Bd. I, S. 503), gleichwohl sei er hier im richtigen Wortlaut wiederholt:

Item in dem Jar 1490 legt der Römisch König (der nachmalige Kaiser Maximilian I. 1493—1519) reitbotten von dem land Oesterreich biß in das Niderland, biß in Frankreich, auch biß gen Rom, und lag alweg ein bott 5 meil wegs von dem anderen. Es lag einer zu Rempten, einer zu Bläz (i. Meß), und einer an der Bruggh zu Elchingen, und also fort immerdar 5 meil von einander. Und muß alweg ein bott deß andern warten, und so bald der ander zu im ritt, so blieb er ein Hörnlin, das horet der bott so in der Herberg war und muß gleich auf sein. Es muß iedlicher alle stund ein meil reitten oder es ward im an sein lon abgezogen, sonst es gesetzt was. Und mußten reiten tag und nacht. Also kam oft ein brief von Memmingen gen Rom in 5 Tagen.

Postkurse in Deutschland sind sonst schon im J. 1494 nachgewiesen; desgleichen ist der Vertrag bekannt, den 1504 der spanische König Philipp I. wegen einer Postverbindung von den Niederlanden aus mit Franz von Loris abschloß. Einen verlässigen Beleg für Maximilians Versuch einen ständigen Postkurs aus Niederland durch Deutschland einzurichten bietet ein Brief des Königs an die Stadt Speyer, den neuesten A. Korzendorfer in Nachbildung im Bayerland (Bd. 34. v. 1922 S. 2 f.) veröffentlicht. Er ist datiert eben gerade vom 14. Juli 1490 und bestätigt somit die Nachricht unseres Chronisten. Korzendorfer nennt den Brief daher wohl mit Recht die Geburtsurkunde der deutschen Post. Wie die Loris nun gerade durch Maximilian die Oberpostmeister Deutschlands und als Großunternehmer die Begründer der deutschen Posteinrichtungen wurden, das zeigt ein anderer Aufsatz in der gleichen Zeitschrift Nummer v. Dr. R. Freitag. — Das wenige, was einstweilen über das alte Postwesen in Memmingen zu finden war, mag im folgenden zusammengefaßt sein. Aus dem 16. Jahrhundert ist kaum mehr etwas zu erhalten. Wenn am 11. Okt. 1555 Erzherzog Ferdinand an den Memminger Bürgermeister und Rat von Innsbruck aus das Ersuchen stellt ihm für seine Reise zur kaiserlichen Majestät auf 15. Okt. gegen gebührende Belohnung 60 Postpferde zu besorgen, so beweist das nichts für einen regelmäßigen Postkurs (St. A. 1.3), zeigt aber doch, daß die alte Reisestraße vom Fernpaß über Memmingen-Ulm nach wie vor in Benutzung und man mit den erforderlichen Mitteln zum Verkehr darauf vorgesehen war. — Wenn Korzendorfer a. a. O. bemerkt, daß die Reichspostbeamten nicht immer angenehm in die Stadtkassen waren, besonders weil die Reichsstädte in

ihren Mauern nicht gern reichsunmittelbare Beamte duldeten, und daß es deshalb sehr häufig zwischen den Städten und den Reichspostmeistern wegen Steuern und Umlagen zu Streitigkeiten kam, so bestätigt dies auch für Memmingen die Nachricht, man habe der Stadt 1624 einen unverbürgerten und katholischen Postmeister „aufgedrängt“, der auch noch nach dem westfälischen Frieden der Stadt zugemutet worden sei. Inwieweit, über die die kleine Republik nicht alle Obrigkeitsrechte besaß, sah man begreiflicherweise nicht gern; und daß man in den Jahren stärkster konfessioneller Unzuldsamkeit während des 30jähr. Krieges auch einen katholischen kaiserlichen Beamten mit scheelen Augen betrachtete, ist nicht gerade verwunderlich. Ein Herr Schielin beklagte sich 1643 vor dem Rat wegen der Ausnahmestellung des Postmeisters, worauf ihm am 16. Aug. der Bescheid wird, er möge fremder Nichtbürger kein Beschwerd tragen; wenn der Postmeister was peccier, so müsse er sich obrigkeitlicher Straf unterwerfen (Gesch. Ratspr. Bd. 28. Bl. 393 b).

Nicht ganz klar ist die Weisung des Rates an den Postmeister, „wann er ettwan Deuth rein bringe, und gleich nach führe, sei es zwar nicht nötig Zeichen zu fordern, er solle aber fleißige Achtung geben; und dñfalls solle es bleiben wie anhero üblich“ (ebdt. Bl. 318 b). Vermutlich wird es sich um Durchreisende handeln, für die es bei ganz kurzem Aufenthalt einer besonderen Meldung nicht bedurfte.

Außer den in den Ratsprotokollen v. 1629 u. 30 erwähnten Poststationen Balthus Schuester und Hans Rauch ist der älteste auffindbare Beamte der in den katholischen Pfarrbüchern vom 19. 1. 1688 an wiederholt vorkommende Johannes Schwarz, postae praefectus. Er starb am 9. 5. 1721 und wurde bei den Augustinern begraben (Chron. Stadtb. 2, 68 a.) Daneben erscheint wiederholt zu Anfang des 18. Jahrh. bis 1720 eine Anna Maria Karrenführerin, postae praefecta. Zwischen 1724 u. 40 ist der praenobilis Dom. Franciscus Xaverius de Schultheis als praefectus postarum imperialium Memmingensium öfters verzeichnet; seine Frau Katharina geb. von Schmid wird bis 1741 in den Kirchenbüchern erwähnt.

Eine große Rolle, unter seinen katholischen Glaubensgenossen wenigstens, hat allem Anschein nach gespielt der Postmeister Jakobus Bernhard Adam Siffer, der am 4. Februar 1749 zuerst aufsteht. Er ist etwa 10 Mal bei den verschiedensten Familien Taufpate. Seine Frau Maria Elisabeth Cäcilie war eine Tochter des Ravensburger Stadtkammars Balthasar von Metz. Sie schenkte ihm in den Jahren 1751, 54, 56 und 58 drei Söhne und eine Tochter; bei dem ersten (am 20. 10. 1751 getauften) Sohn Jakob Heinrich Sigismund Thaddäus stand der Augsburger Postmeister Lic. iur. Jakob Heinrich Hansdorff zu Gewarter. Die letzte Entbindung kostete der erst 27jährigen Frau das Leben. Sie starb am 1. April 1758 am Kindbettfieber, omnibus morientium sacramentis rite munita et in divinam voluntatem resignatissima, wie es im Totenver-

zeichnung heißt. Sie wurde in der Augustinerkirche am 3. 4. begraben. Ihren Leichenzug beehrten der Prälat des Kreuzherrnklosters mit seinem Konvent, 4 Augustinerpäters und 10 Klosterfrauen. Neben dem Sarg gingen 6 Knaben mit Beßfadeln. Die Totenmessen wurden in der Kreuzherrnkirche gehalten.

Siffer blieb Witwer bis 1775. Am 14. Nov. dieses Jahres heiratete er als betagter Mann ein zweitesmal, nämlich die Maria Euphemia Löhlin von Waltenhausen. Nicht 4 Jahre währte die Ehe. Er starb im 71. Lebensjahr am 12. Jan. 79 und wurde zwei Tage darauf neben seiner ersten Gattin beigesetzt. Auch ihn geleiteten die Kreuzherrnpäters zur letzten Ruhestätte, die Totenmesse sang der Prior, begleitet von der Hauskapelle der Brüder vom heil. Geist. Der gemeinsame Grabstein des Ehepaars, eine hübsch verzierte Solnhofener Platte, ist im unteren Hausgang des städtischen Museums in die Wand eingelassen. Seine Witwe verheiratete sich schon im gleichen Jahre wieder und zwar am 15. Juli mit dem fürstbischöflich-kemptischen Hofkellnermeister Johann Jakob Leger. Als Trauzeugen treten dabei auf der Postmeister und kemptische Hofrat Leger, vermutlich ein Bruder des Mannes, und der Memminger Postdirektor Peter Gschid.

Der letztere, der schon bei Siffers zweitem Brautexamen Zeugendienst getan, war also sein Amtsnachfolger geworden. Schon 1769 war er als Postsekretär nach Memmingen gekommen. Seine Vernehmung war mit Schwierigkeiten verbunden gewesen. Bisher hatte es nur einen Sekretär gegeben und die Unterbringung eines zweiten stieß auf Hindernisse. Am 6. März 1769, schreibt ein Chronist (Stadtb. 2, 68 a. 4°), kamen Brief vom Fürsten von Thurn und Taxis, daß man Herrn Postsekretär Gschid in seinem Gesuch willfahren möchte. Es war dieses: ihm zu erlauben ohne Revers in ein Burgers Haus zu ziehen um einen Zins, welchen der Fürst bezahlt; weilens dieses nun eine Neuerung und dieser Fall nie sich ereignet, so wollte man eben auch nicht so faziil sein und es ihm gleich erlauben. Sinegegen war er doch notgedrungen in ein Miethaus zu ziehen, dann 2 Postschreiber auf der Post waren und im Posthaus, da sie beide verheiratet waren, nicht Platz hatten, dieses aber die a parte vor etlichen Jahren eingelegte Post-Landfutschen verursacht, daß sie einen aparten Schreiber erforderten, also wurde es ihnen endlich erlaubt (Chron. Stadtb. 2, 68 a und b. 4°).

Des Direktors — so wird er meist bezeichnet — Gschid Ehefrau war Maria Anna geb. Kaspar; sie gebat ihm 9 Söhne und 2 Töchter zwischen 1769 und 84, von denen 3 früh starben. Bei mehreren war ein Kollege, der administrator cassiae postarum Altmann in Augsburg, Taufpate.

Wann Gschid und ob er hier gestorben, ist nirgends verzeichnet. Sein Nachfolger war wohl der am 6. 4. 1788 zuerst genannte Michael Valentin von Emmerich, der am 30. 10. 1797 mit der Protestantin Barbara von Rüner auf Rünersberg durch den Prälaten David im Hause seines Schwiegersvaters, des Bankherrn Johann Jakob Ritters von Rüner, getraut wurde. Nach 1804 (26. 2.) verschwindet er aus den Pfarrbüchern, welche Kinder aus seiner Ehe überhaupt nicht verzeichnen.

Die nächsten Postmeister sind schon königlich bayerische Beamte: 1813 der Kämmerer Franz Xaver Freiherr von Zeur und 1818 Ludwig Freiherr von Berchem.

Neben dem Postmeister war zunächst ein, später zwei Sekretäre tätig. Der älteste auffindbare ist Franz Werner Zoller, scriba postae Caesareae 1717 u. 20. Die übrigen Sekretäre sind, nach der Zeit ihrer Erwählung geordnet, folgende: Xaver Stumpf (1741—45). Ignaz Mayr (1742); Ignaz Austermann (1761—63); Bieland (1764); von Pichler (1769—70); Josef Fischer († 3. 12. 1787 und in der Augustinerkirche bestattet); Johann Gabriel Söhnelein (1799—1804); Christian von Schab (1803—04; verheiratet mit Agathe Wied); Ale-mens Vorhöfzer (heiratet am 21. 9. 1809 die Rannette Raab; noch 1827 als Postverwalter im Amt).

Als stabularii (Poststallmeister) erschienen Rüstmann (dessen Frau Maria † 25. 7. 1755); Josef Neher

(† 15. 3. 1760); Lambert Groß (auch Krag, heiratet 12. 7. 1760. † 11. 6. 1771); ein jüngerer gleichen Namens (dessen Sohn?) 1779; Anton Unold 1786 (verheiratet mit Maria Josefa Groß); Martin Zipfel 1797. Der Posthalter Jos. Martin Hezner starb am 1. 3. 1812 im 67. Lebensjahre.

Tabellarii (Briefboten) kommen merkwürdigerweise vor der Einverleibung in Bayern nur zwei vor. Der eine ist der am 17. Mai 1776 verstorbene ornatissimus et doctissimus Dominus Franz Felix Eder; er war — daher seine „Gelehrsamkeit“ — zuvor candidatus theologiae moralis et s. canonum gewesen und wurde am 19. 5. „unter großer Beteiligung der katholischen und besonders der nichtkatholischen Bevölkerung“ im allgemeinen Friedhof begraben. Der andere hieß Adam Wolf (1798) und hatte eine Maria Anna Wendlinger zur Frau.

Unter bayerischer Hoheit bestand die Beamtschaft des Postamts neben dem Postmeister 1813 aus 2 Offizialen (Vorhöfzer und Joh. Nepomuk Mayer) und dem Briefträger und Pater Martin Zipfel, während den Poststall die Witwe Luise Hezner beibehalten hatte. Die gleiche Besetzung findet sich noch 1818, nur daß den Poststall Karl Röpff inne hatte und dem Briefträger sich noch ein Kondukteur zugesellt hatte.

Die Gebäude, welche das Reichspostamt bargen, lassen sich anscheinend vorläufig nicht weit zurückverfolgen. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war, wenn Unolds Angabe (Gesch. v. Memm. S. 357) zutrifft, das Haus Nr. 9 der Kreuzstraße (jetzt dem Pferdehändler Peter Wassermann gehörig, einst Nr. 572) das Posthaus. Es wurde 1721 von der Stadt für 1200 fl. an den Mehger Schwarz verkauft, worauf die Post in das Guggenheimerische Haus am Ostende der Ralschstraße (Nr. 47, einst 280) übersiedelte. Darin wohnte z. B. 1732 der kaiserliche Postmeister v. Schultzeis. Und als im Aug. 1796 die Stadt unter dem Kommando der französischen Republikaner stand, die die Condéer bei Oberkammlach geschlagen hatten, verlangten diese am 27. die Entfernung des Reichsadlers vom Posthaus, die Ablegung der kaiserlichen Kokarden durch die Postbeamten und deren Ersatz durch französisch-republikanische Abzeichen. (Ph. J. Karrer, Tagebuch S. 81). Das letztere freilich war nur von ganz kurzer Dauer; ob aber der Adler wieder angebracht wurde, wird nicht berichtet. Ein recht langes Leben allerdings wäre ihm keinesfalls mehr beschieden gewesen; denn als Memmingen 1802 bayrisch wurde und 1806 das Reich sich auflöste, wars natürlich auch mit der „kaiserlichen“ Post zu Ende. Die Amtsräume blieben zwar noch kurze Zeit im alten Gebäude; aber 1810 war das königlich bayerische Postamt bereits in das jetzt Rosenbaumische Haus (Ralschstr. 11, einst 332) übergesiedelt. Hier blieb es bis zum Bahnbau Ulm—Kempten 1862/63. Dann wurde es in den neuen Bahnhof verlegt. Die „alte Post“ stand eine Zeitlang leer und war nur mehr von einem Postpater bewohnt, bis sie am 10. Okt. 1864 um 23 000 fl. an den Privatmann Johann Georg Bogler verkauft wurde. Die Uebernahme der Post durch Bayern erfolgte nicht so ohne weiteres, sondern es ergab sich dabei ein gewisses Uebergangsstadium, das aus der Verordnung vom 14. Hornung 1806 im Reg.-Bl. d. J. S. 65 f. „Die Postanstalten in Baiern betr.“ zu ersehen ist. Darnach verließ der König dem Fürsten von Thurn und Taxis und seinen männlichen Nachkommen die Würde eines königl. bayer. Erb-Landpostmeisters als Thronlehen für den neuen Staat Bayern. Damit wurde ihm einstweilen die Leitung des gesamten Postwesens übertragen, jedoch unter der Aufsicht und Mitwirkung besonders dazu aufgestellter königlicher Kommissäre.

Bis eine richtige Einbeziehung Memmingens in den Postverkehr des neugeschaffenen Königreichs erfolgte, dauerte es eine Reihe von Jahren. Freilich waren dies Kriegsjahre, in denen kaum ein besonderes Bedürfnis nach Einbeziehung dieses westlichsten, ans „Ausland“ grenzenden Landstreifens zutage getreten sein wird. Hat man doch viel später noch, als die Verkehrsverhältnisse ganz anders geworden waren, nicht gar viel übrig gehabt für die weit abgelegene Provinzstadt. Ende März 1804 sollte Mem-

mingen die Möglichkeit erhalten, mit der Landeshauptstadt in regelmäßigen Verkehr zu treten. Jeden Mittwoch früh 6 Uhr sollte eine direkte Post von München über Unter-Pfaffenhofen—Inning (n. v. Ammersee)—Landsberg nach Memmingen abgehen, mit Anschluß an andere Posten in Buchloe usw., und jeden Sonntag Mittag konnte man mit der gleichen Eilutsche wieder in die Residenz gelangen. Gemütliche Zeiten!

Al.

Allelei aus Memminger Ratsprotokollen

Schon oft habe ich gewünscht und den Wunsch ausgesprochen, es möchten sich Leute finden, die in ihrer freien Zeit aus unseren Ratsprotokollen Auszüge auf Zettel machen, damit die gewaltige Menge Stoffes an geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Aufzeichnungen, die diese Niederschriften enthalten, planmäßig geordnet und gelegentlich einheitlich verarbeitet werden können. Leider ist mein Begehren noch nie erhört worden. Es gibt gar keinen Zweig heimatischer Kulturgeschichte für den sich nicht wertvollste Ausbeute daraus gewinnen ließe, die überaus belehrend wirken müßte und zugleich eine angenehme Unterhaltung böte.

Heute möchte ich zunächst ein gewerbliches Gebiet herausgreifen, das gerade jetzt, wo die Sorge um das tägliche Brot uns stündlich beschäftigt, besondere Anziehung haben dürfte, und das zugleich zeigt, wie die Regierung des memminger kleinen Freistaates sich um alles und jedes kümmern mußte, um Ordnung und Befriedigung der Bürgerschaft zu erreichen und zu erhalten; nämlich das *Bäckergewerbe* im 16. Jahrh., über das ich mir Aufzeichnungen gemacht. Die Zahlen geben jeweils das Datum an zwischen den Jahren 1509 und 1539, an dem die Nachricht in den Protokollbüchern zu finden ist.

Die Bäcker waren in einer eigenen Zunft vereinigt und mußten sich genau nach deren Vorschriften und die Zunft wieder nach denen des Rates richten. Im Jahr 1415 waren in Memmingen so viele Bäcker, daß sie verpflichtet waren für das Aufgebot 1 Mann zu Pferd und 25 zu Fuß zu stellen. Das Brot wurde im Brothaus (jetzt Bezirksamt) feil geboten, im Gegensatz zu auswärtigen Brotverkäufern, die ihre Ware nur auf dem Markt verkaufen durften. Sonntags mußten mindestens 2 backen. Das *Zunfthaus* war (wenigstens im 18. Jahrh., von früher ist es nicht sicher) am Bach hinter dem Schürschen Haus (jetzt Ob. Bachgasse 1, einst Nr. 574). Man unterschied Sauerbuden, die gesäuertes (Schwarz- oder Haus-)Brot backen, und Süß- oder Weißbuden, die ungesäuertes machten; dazu kommen noch die Zuderbuden. Seit dem 15. Jahrh. wurde die Brotbereitung durch die 3 Brotschauer streng nachgeprüft.

Den Sauerbuden ward am 14. 2. 1509 zugelassen, wann einem ein Kunde schuldig sei und bei einem andern sein Brot backen lassen wollte, daß ihm kein anderer backen soll, dem alten sei denn zuvor seine Schuld bezahlt. So sorgte der Rat, daß jeder zu seinem Lohn kam und erhielt dem einzelnen möglichst seine Kundenschaft. Die Landbäcker waren von ihren Handwerksgenossen in der Stadt nicht gern gesehen; begreiflicherweise: aus „Brotneid“. Darum klagen sie am 19. 7. 1510, die fremden Beden brächten viel Brot herein. Das werde ihnen nicht geschaut und gefalle der Stadt nichts davon (d. h. trage kein „Gefälle“, werfe nichts ab). In andern Orten wie Rempten und Eysni werde es anders gehalten. Da schaue man auch das fremde Brot und es werde vom Wagen eine Abgabe erhoben. Früher seien sie doch auch der Schau unterworfen gewesen. Es werde ihnen schwer neben den Fremden feil zu haben. Sie backen sonderlich rote Brot¹⁾, 4 um 1 kr. Das wollten sie auch gern tun; man möge ihnen also vergönnen rote große Brot zu backen; sie wollten auch rote Hellerbrote machen. Weiter wünschen sie, daß man die Karren der Fremden nicht so nahe an das Brothaus stellen lasse; sie sollten mehr gegen die Westergasse und zum Golden.²⁾ Der Rat bestimmte daraufhin, man solle sie in die Gassen bei dem Golden (Hermannsgasse) treiben und von einem Wagen

¹⁾ So hieß man ein minder gutes Brot, eine Art Mitleiding zwischen weißem und schwarzem.

12 3 und von einem Karren 7 3 Standgeld nehmen. Dort müssen sie sich einander gegenüber aufstellen (30. 10. 1510). Zuweilen kamen etwelche vom Land auch an beliebigen Tagen herein, um ihre Ware besonders an Wirte feilzubieten; darum muß ihnen (30. 12. 13) eingeschärft werden, daß sie nur am Wochenmarktstag dazu berechtigt seien. Weiter wird (11. 1. 25) auf Anbringen des Zunftmeisters verfügt, daß kein Wirt von fremden Bedern Brot kaufen und den Gästen vorlegen dürfe, sondern nur von hiesigen. Was einer in seinem Haus verbraucht, mag er kaufen, wo er will. Ferner darf niemand auf dem Wochenmarkt Brot feil haben, der nicht gelobt hat, daß ers innerhalb 2 Meilen Wegs nicht aufgekauft habe. Also Zwischenhandel in gewissem Umkreis verboten. Der Zunftmeister soll aber seinen Genossen auch sagen, daß sie kein kirne Brot (aus Kern, Weizen) den Gästen vorlegen dürften, das Sauerbuden gemacht hätten. Gebaden wurde durchaus nicht jeden Tag, sobald zuweilen Mangel eintrat. Darum wird (16. 2. 15) festgesetzt, daß sie in der Woche mindestens dreimal backen müssen, am Montag, Mittwoch und Samstag, „es soll dann ain feiertag auf der tag ainen, so sollen sie auf den nächsten tag vor oder nach, auch sonst, so oft mangel sey, backen“. Und als im Juli 1530 wieder einmal keines zu haben ist, wird gründlich eingegriffen (15. 7.): Es ist an ain rat kommen, daß gestern wieder mangel an prot gewesen, weiß und schwarz, und daß die bedern die leut verachtlich ins spital gewiesen. Daraufhin ist erraten, und Mangel Engler, dem Zunftmeister, ain guter leuit gelesen und gesagt worden, daß sie backen, daß man a 11 tag newbacken prot hab und füro nit vnderlassen zu backen on wissen ains bürgermeisters und etlich der Rät“. Als aber 1532 wieder gegen die Vorschrift gefehlt wird, wird sie neu eingeschärft und dem Zunftmeister aufgetragen, seinen Zünftigen zu verkünden, daß mindestens einer am Kalch, einer an der Remptner und einer an der Niedergasse, also in den drei Hauptstadteilen, backen müsse.

Nicht selten werden Klagen laut über die Kleinheit und Güte des Brotes. So wird am 11. 6. 1511 dem Bedenzunftmeister kund getan, daß „groß geschray komme von claini des prots, auch der güti“. Er soll mit der Zunft reden, „damit sie baß zulugen und das geschray abwenden“. Man sollte mit dem Ammann und den Schauern baldigt reden, ob man nicht einen andern als den Stadthammann zum Schauen verordnen solle, weil es der offenbar fehlen ließ.

Also mit Geschrei und Auflauf wurde gedroht, wenn die Bäckerzunft ihr Brot nicht so herstellte, daß der Verzehr der damit zufrieden war. Aber am 7. 1. 1519 kommt schon wieder „groß klag ob den beden, daß sie oft nicht backen, die lewt on prot lassen und dennoch das prot zu klain und nit weiß genug backen und schaffen die schawer nichts mit inen; das kumpt aus dem, daß sie hinder ain rat ordnung und pact machen und ainander verschonen, also daß ainer nicht mehr backen darf als die andern wollen, und wann ainer ettwan groß ding backe, so strafen ihn die andern darum; stand allenthalb baß im backen dann hie“. Sonach übte die Zunft ihre eigene Polizei: wer größeren Vorrat gebaden, der wurde von Zunft wegen zur Rechenschaft gezogen, die dafür sorgte, daß keiner ein zu gutes Geschäft machte. Und die Brotschauer ließen das geschehen. Deshalb ist dann am 10. 1. „der Beden halb mancherlei geredet und erraten“ worden, daß sie unbedingt vier mal wöchentlich backen müßten; der Bürgermeister dürfte kein mehr erlauben an einem der Tage auszusetzen. Am 4. 1. 1535 werden sie abermals ermahnt die Laib „ziemlich“ zu backen, d. h. wie sich's geziemt, gehört. Wie weit ins einzelne die Aufsicht oft glaubte eingreifen zu müssen, zeigt die Aufforderung vom 3. 9. 11, die Beden sollen gut weiß Brot backen und das salzen und zwar sollen sie die Mutter im Laib und nit mit Salzwasser salzen. Das letztere ermöglichte offenbar eine stärkere Beimengung von Wasser und das sollte verhütet werden.

Mit den Muttschellen kommen wir auf die verschiede-

²⁾ Gold muß der Name eines Hausbesizers sein, etwa an der Stelle des jetzigen Hermannshauses.

nen Brotarten und deren Namen. Die *Muttschelle* ist ein kleines Weißbrot, eine Art Eierweden, meist mit Milch angemacht, also „mürb“; es war in der Mitte einmal oder auch zweimal kreuzweise eingebrüht. Aber das Wort hat bisher noch niemand zu erklären vermocht. Ich glaube auch nicht, daß es ursprünglich deutsch ist. Die Wortform macht mir einen entlehnten Eindruck und wir werden gleich sehen, daß auch andere Namen von feinerem Brot fremdländisch sind. Am bekanntesten ist die *Brege*, schwäb. *Brehge* und *Breket*, die zu backen einer eigenen Erlaubnis bedurfte, z. B. in der Fasten (11. 2. 21). Sie hängt sicher mit latein. *brachium* = Arm zusammen und ist über das Verkleinerungswort *bracellus* aus der roman. Form *bracciatello* als *brätzatella* schon ins Althochdeutsche übergegangen; ihre Form erinnerte an verkränkte Arme. Nun gibt es ein roman. Wort *mozzo*, das abgestumpft, verstümmelt bedeutet und als „müz“ = abgestutzt im Schweizerischen fortlebt. Die *Muze* oder *Muttsche* ist schon mhd. und noch in der Schweiz Benennung für ein Brot und *Muttschele* wäre dann davon die Verkleinerung. Vermutlich waren (wie bei noch etlichen anderen Brotarten) immer gleich mehrere Stück zu einer Art Kette an einander hingehängt, so daß das einzelne Stück beiderseits abgestumpft erschien.

Neben den *Muttschellen* werden am 16. 8. 35 noch die *Hochzen* und *Michel* erwähnt. Die ersteren kennen wir ja heute noch oder richtiger (nachdem sie lange Jahre verschwunden waren) wieder. Es sind kleine Wasserbrote aus weissem Mehl. Auch ihr Name ist romanischen Ursprungs: von *focus* der Herd wurde das mittellatein. *focacia* abgeleitet zur Bezeichnung eines auf dem Herd und nicht im Backofen gebakenen Brötchens. Die Form ist bald *Folake*, bald *Hochze* oder *Bochze*; der sie buk, hieß *Bochzer* wie der Bäcker von *Muttschele* *Muttscheler*, beides heute noch nicht gar seltene Geschlechtsnamen. *Michel*, *Müchel* oder *Muchel* (stets mit langem Vokal) ist nach Entstehung und Bedeutung unklar. Welche Brotform damit gemeint ist, weiß ich so wenig sicher wie des Wortes Herkunft. Zweifellos scheint mir, daß die bekannten Münchner Pfennigmodeln das gleiche waren. Nun gibt es im Schwäbischen (allerdings jetzt scheinbar nur mehr im Nordschwäbischen) ein schon altes Wort „der *Mode*“ als Bezeichnung für ein großes, dickes Stück von irgend etwas, wie etwa Fleisch und besonders Brot, also etwa = Brocken, Backen, Klumpen. Die Pfennigmodeln sind tatsächlich ein Brocken dunkleren („roten“) Brotteigs, dem weiter keine besondere Form gegeben ist als die, die sich beim Abzwicken des Einzelstücks in der Hand ohne besonderes Auswirken von selbst ergibt. So könnte also und wird wohl auch zwischen *Mode* und *Müchel* ein engerer Zusammenhang bestehen. Dabei erkenne ich die Schwierigkeit, die der bisher nicht geklärte Wurzelvokal bereitet, durchaus nicht.

Klarer erscheint mir ein weiteres Brot, das die Gegenwart noch (teilweise wenigstens) kennt: die *Muze*, ein „mürbes“ Brot, das sich auch wirklich von *murwe*, *mürwe* herleitet.

Größere Brote heißen *Laib*, *Laiblach*, *Laible*, wie jetzt noch. Es bezeichnet ein (kreisrundes) größeres Brot und ist urverwandt mit lat. *libum* der Kuchen (steht in *Lebkuchen* und *Lebzelter*). Die *Laibe* waren „rudin“ d. h. aus Roggenmehl im Gegensatz zum „firnen“ Brot aus Kernmehl. Kerne ist der in der Mühle gegerbte d. i. enthäutete Fesen, der so erst marktfähig gemacht wird. Aus ihm werden Semmeln gemacht. Das Wort *Semmel* ist wieder fremdes Gut: lat. *simila* ist das Weizenmehl und frühzeitig schon das daraus bereitete Brötchen. Auffallend ist die große Zahl der aus lateinischem Sprachgut abgeleiteten Brotnamen. Da es meist solche für feineres Brot sind, möchte ich glauben, daß wir sie zumeist den Klöstern verdanken. Der Bauer begnügte sich mit Schwarzbrot. Der klösterliche Einfluß auf unsere Sprache scheint mir immer noch nicht genügend untersucht.

Eine andere Benennungsart ist die von dem Preis hergenommene. Hier wird vor allem unterschieden *Pfenningwert* und *Hellerwert*, also Brote, die einen

Pfenning oder *Heller*^{a)} kosten. Der Preis wurde jeweils nach dem des Getreides bestimmt und von Obrigkeit wegen angeordnet, was die Einheit kosten solle. So heißt es am 6. 8. 1512: Die Beden sollen vorn über 8 tag ansehen das Hellerwerts zu backen und die laiblach auch wider auf 2 3. Und am 1. 12. 16: „Bedenzunft hand anbracht, sie lassen das weiß auf das pfenningwert und die laibli auff 3 3 machen, dann das korn sey thür, gang in vil darüber mit holz, zink und anderm, müssen vil aus aim malter hellerwert machen. Darauff hat ain rat erwogen, daß das korn heur gar gut, hässig und erschiefzig, holz auch wölffeler dann in vil jarn geweien; solt man das thun, würd es ain groß geschray pringen. Doch dieweil sie das oft anpracht, hat ain rat das im besten, damit sie nit geschray in der gmaind erwecken, an die 2 gepracht und inen ir beger mitkampt den zwayen abgeschlagen.“ Die „zwei“ sind eine Art Gewerberichter, hinter die sich der Rat hier versteckt. Ferner am 5. 6. 17: Die Beden zeigen an, es sey theur vnd lig inen groß daran; bitten das pfenningwert backen zu lassen, so wollen sie backen, was dem menschen nüglich vnd angenemer zu essen sey, bis das neu korn kom. Ist inen das pfenningwert zu backen zugelassen bis auf ains rats abkünden.

Dieses „Abkünden“ erfolgte schon im nächsten Sommer; da müssen sie wieder das Hellerwert backen und die Laiblin um 2 3 geben (9. 7. 18). Der Brotpreis läßt also stets einen Schluß auf den Stand der Zufuhr zur Schranne oder den Ausfall der Ernte zu: 25. 5. 20 bitten sie Pfennigwert backen zu lassen, denn „die leuff sind schwer“; auch der ruggin Laib soll 3 3 kosten dürfen. Nach Bericht vom 5. 12. 24 hat ein Rat mitkampt den Zweien erraten, „daß die beden das hellerwert laiblen hinfüro wie bisher noch lenger backen sollen; dann das korn noch nit sonderz uffgeschlagen; so es aber heßer würd uffschlagen, mugen sie das aim rat anpringen. Ferner sollen sie hinfüro Samen ufflegen, damit auf ostern und lenger hinaus best weniger mangel am flaisch sey; so wil inen ain rat zugeben, daß sy 2 Pfd. schweine flaisch omb 11 heller geben mügen.“ Zum 29. 5. 25 wird dazu nochmal gedroht: „Welcher nit samen aufleg, den werd man strafen.“ Vom 16. 8. 35 an dürfen sie die Laib um 2 und 4 3 backen, desgleichen sollen sie „das kirne Brot noch 14 Tage das Pfennwert machen, aber hochzen, michel und muttschellen sollen hellerwert sein“.

Bei besonderen Anlässen waren Ausnahmen gestattet, so besonders bei Hochzeiten von Geschlechterfamilien, die einen höheren Preis (wohl auch für etwas größere Brote) bezahlen konnten. So z. B. wird am 6. 5. 1513 dem Jörgen Besserer vergunnt, daß die Beden auf seine Hochzeit und am 16. 5. 20 dem Jörgen Sättelin für seines Sohnes Hochzeit das Pfennigwert backen. Weil das Ansuchen wiederholt gestellt wurde, gab man schließlich im allgemeinen die Erlaubnis, daß „die hochzeiter in der Burgerzunft auff ire Hochzeiten mügen das pfennwert backen lassen“ (1. 2. 21).

Schließlich noch etwas, dessen ich bekennen nicht ganz sicher zu sein: Am 22. Okt. 1539 ist „der Beden und sonderlich des Schnitz halb erraten, den Schnitz nit mer. zu backen, sondern [daß das Schnitzbacken] also abgestellt sein soll“. Was ist „der Schnitz“? Vielleicht das Schnitzbrot = Hugelbrot oder Birnzelten.

Der Neubau eines Brothauses war 1516 von den Bäckern beantragt worden. Darauf gab am 12. Sept. der Rat den Bescheid: Man kund und wisse der Statt Armut vnd kunnt der schwären lauff halb das prothaws nit von newem bawen.

Die Abtei der Schotten zu St. Nikolaus an der Stelle unseres Gottesackers besaß ein Freiungsrecht, das ihr wahrscheinlich von ihrem Stifter, dem Herzog Welf VI., oder durch ihn vom Kaiser war verliehen worden. Darum flüchteten sich dorthin gar manche, die sich schuldbeladen fühlten und sich dem Arm der Gerechtigkeit entziehen wollten. So wird am 28. 1. 1509 einer

^{a)} 1 Pfund ward im allgemeinen gerechnet zu 12 Schilling oder 240 Pfennig oder 480 Heller, so daß also der Heller ein halber Pfennig ist.

Dirne, die sich dort in Sicherheit gebracht, sich aber ankündigend wenig geziemend aufführte, befohlen sich zu fügen und „nit so hübsch Leben da zu haben“. Als nun aber 1529 das Kloster dort vor der Stadtmauer abgebrochen wurde, konnte und wollte man natürlich die Freiheit nicht eingehen lassen. Darum ist nach Beschluß vom 3. 11. zu verklären: Die Freiheit wel man halten zu St. Linhart wie vor zu St. Niklaus. Die Leonhardskapelle stand gar nicht weit ab in der Nähe der jetzigen Blattergasse, die selbst nach dem einstigen Sieden- und Blatterhaus dort benannt ist. Hier belieh man das Asylrecht aber nicht einmal ein halbes Jahr. Vielleicht wollte man es doch bequemer, näher haben; konnten ja doch auch angesehene Bürger in die Lage kommen davon Gebrauch zu machen, wie es denn tatsächlich besonders bei solchen, die wegen geschäftlicher Mißerfolge in Schuldhast zu kommen fürchten mußten, gar nicht selten beansprucht wurde. Nach R.-Pr. v. 22 4. 30 ist daher „einer Gemeinde fürzuhalten, so es ihr gefalle, weil man verkünden, die Freiheit weil man im Spital halten und schweren, wie man die vor bei St. Niklaus geschworen und gehalten hat“. Der Spitalmeister freilich war scheinbar damals nicht ganz damit einverstanden; darum zeigt er schon am 23. 5. an, sie hätten ein Beschwernuß, daß man die Freiheit ins Spital gelegt, und sie hätten, daß man ein sonder Ort im Spital verordne. Ob der Rat dem Wunsch nachgegeben ist, wissen wir nicht; allein die Freiheit blieb fortan mit dem Spital verbunden, bis mit dem Ende der Reichsstadtzeit auch ihr Ende kam. —

Das Dörflein „an der Bugach“ hatte schon seit alter Zeit ein kleines Kirchlein, in dem Geistliche aus der Stadt Messe lasen. Mit der Einführung der Reformation in der Reichsstadt war auch die in den zugehörigen Orten verbunden und so ordnete der Rat am 11. 12. 1528 an: Der Pfarrer zu der Bugach soll still stan mit der Meh; es soll mit den Buren geredt werden, sie mügen in die Stadt reingan und predigen hören, sollen aber dem Pfarrer nicht deß minder geben, was sie ihm schuldig seien. Das tat nicht lang gut; die Bugacher wollten es bequemer haben; darum war am 6. 12. 32 genehmigt, den Herrn Sebastian Gerhard soll man zu 8 oder 14 Tagen gen Bugach schicken und ihm dafür etwan 1 Malter Roggen geben. Auch so waren sie es nicht lange zufrieden und am 11. 3. 34 bitten die an der Bugach ihnen alle Sonntag und nicht nur zu 14 Tagen zu predigen. Im Jahre 1598 wurde Bugach dann selbständige Pfarrei. —

Schon 1404 wird eines Sammers und einer Schleifmühle am Bugachbach Erwähnung getan. 1522 vergunnt der Rat am 19. 9. dem Kehler unter den alten Hammer noch einen neuen an die Bugach zu bauen. Und 1535 heißt es, die Spitalpfleger sollen dort auch noch eine weitere Schleifmühle machen lassen (3. 3.), der am 26. 3. 39 noch die Genehmigung zu einer Pulvermühle folgte. So sehen wir das Bächlein eine ganze Reihe industrieller Unternehmungen treiben, das jetzt wieder nur wie zuvor schon für einige Getreidemühlen genützt wird. —

Unsere älteren städtischen Häuser haben grotzenteils die Eigentümlichkeit, daß ein oberes Stockwerk über das untere ein Stück weit vorragt, daß es „ausgeschossen“ oder vorgekragt ist oder, wie man jetzt noch sagt, einen vorstehenden „Schopff“ hat. Schon oft wurde von Baukundigen gefragt, ob darüber nicht gewisse Vorschriften gefunden werden können, die bestimmte einschränkende Maße dafür festlegen. Unsere Ratsprotokolle geben auch darüber Auskunft, indem sie vier einzelne Fälle bieten, welche eine ausreichende Verallgemeinerung gestatten. Sie mögen den Schluß unserer Auszüge bilden. Am 9. 2. 1512: Die Bauschauer sollen Hans Stebenhaber jung sein Baw besetzen und Gwalt haben, sofern er ein ziemlichen leidlichen Ausschub machen will außer seiner Stuben, ihm den zu vergönnen. Am 5. 9. 15: Hansen von Stetten ist zugelassen auf sein Stuben ein ziemlich ausgeschossen Fenster zu machen, sofern es die Nachpaurn zulassen; das sollen die vier Bawschauer besetzen. Und 15. 4. 24: Hansen Elinger will man 3 Schuch ein Ausschub vergönnen, sofern es die Nachpaurn zugeben. Endlich 22. 1. 28: Diweil die Nachpaurn das leiden mügen, daß man dem Dettlofer

den Erker wöll zugeben, wird es genehmigt, wie Strigel das anbracht, nämlich drei Schuch oder etwas kleines mehr.

Aus Heimertingens Vergangenheit

Das Dorf Heimertingen besaß ursprünglich einen Ortsadel, von dem einige Konrade und Heinriche zu Heimertingen im 12. und 13. Jahrh. wiederholt erwähnt werden, deren Geschlecht aber im 14. Jahrh. ausstarb. Sie trugen ihren Besitz als Lehen vom Abt zu Rempten. Von diesem erwarb das Ganze 1347 Burkhard von Freyberg, dessen Sohn es 1386 an den Memminger Bürger Heinrich von Edlinstätten verkaufte. Noch während diese Familie dort saß, drang ein mächtiger Großgrundherr der Nachbarschaft mehr und mehr auch in die Heimertinger Dorfschaft ein, erwarb Stück um Stück und schließlich 1589 den ganzen Ort samt allem Zubehör. Es war Jakob Fugger zu Babenhäusen.

Ein Salbuch der Fuggerischen Herrschaft v. J. 1578 (Fugg.-Arch. Augsb. 12, 1, 1. 2^o) gibt mancherlei Aufschluß über die örtlichen Verhältnisse jener Zeit. Darnach besaß die Herrschaft Gerichtszwang und hohe wie niedere Obrigkeit über ihre sämtlichen Untertanen. Das Recht, einen Priester zu wählen, hatten noch die Edlinstetten; dem Erwählten haben sodann die Fugger „die Kirche zu leihen“, was ihnen der Herr Fugger „nit verlagen“ kann, worauf sie den Erlorenen dem Bischof zu Augsburg präsentieren.

Aus dem im Salbuch verzeichneten Bestand mag nachfolgend einiges mitgeteilt werden. Die (untere) Mühle hat Hans Müller inne; sie besteht aus Haus, Stadel, Garten nebst Bachschuchin und jenseitig¹⁾. Dafür entrichtet er jährlich 29 Malter allerlei Korn, 2 Malter Kern, 32 Schill. 3 3 Hausgeld. Ein ihm übergebenes Schwein muß er der Herrschaft mästen oder dafür 8 fl. zahlen; weiter hat er abzuliefern 2 Gänse, 1 Henne (d. i. alt), 12 Hühner (jung), 200 Eier, 2 Kapaunen. Ferner hat er der Herrschaft einen Hund zu halten, aus dem Krautgarten 6 Kr., aus dem Hanfgarten²⁾ 5 Sch. und aus einem Mahd eigens 3 Pf. 5 Sch. Ein recht reichlich angelegtes Maß an Steuern. Dafür hat er noch an Feldern je 2 Sauchert Ader im oberen und mittleren und eines im unteren Esch, 3 Tagwerk, 2 Blämlin Wiesen und 8 Strangen Kraut- und Hanfgarten. Freilich auch die ganze Mühleinrichtung, wie sie „von einem geschworen Meister von Memmingen abgestochen“ worden³⁾, nämlich die obere Mühle mit Boden und Lauf⁴⁾ zu 26½ Zoll, die mittlere zu 28, die dritte zu 22 und die Gerbmühle⁵⁾ zu 8 Zoll. Sollte das Mahlwerk schwächer werden, so erhält er für jeden „hingemahlenen“ Zoll 1 fl. Weiter sind vorhanden 2 Scheidstieb, 2 Kernenstieb, 2 Muehstieb, 1 Rattenstieb⁶⁾, 1 beschlagenes Viertel, 1 Metzgen, 1 halber Rehen, ein vierthailin, 3 Bannen, 3 Standen, 1 Prenten, 3 Beittel, 1 Korenkasten, 1 Futterkasten, 1 eslin Schlegel 3 Büllin⁷⁾, 2 Karren, angeschlagen zu 8½ fl., 2 Komell⁸⁾, 2 Karrensäffel⁹⁾, angeschlagen zu 3½ fl., 4 gehende Wasserräder mit Eisen und Schaufeln,

¹⁾ Schweinstall.

²⁾ Hans scheint damals in Heimertingen recht viel gebaut worden zu sein; der ihn verarbeitete hieß Hünfer, ein Name, der in der Form Hempfer heute noch in Heimertingen heimisch ist.

³⁾ Ist wohl — (mit einem Stecher) abmessen, nämlich die Dicke des Mühlsiebs.

⁴⁾ Boden und Lauf bezeichnen hier den sonst sog. Boden- und Läuserstein, d. h. den unteren und oberen der beiden Mahlsteine, die sich bei längerem Gebrauch abnützen („hinmahlen“). Die Mühlsiebs waren in Stockwerken übereinander, wobei die Gerbmühle zu unterst war.

⁵⁾ Gerbmühle ist der Teil, an dem das Getreide enthüllt wird.

⁶⁾ Das Scheidstieb dient zum Scheiden von Kleie und Schrot. Das Kernenstieb ist für den Kern d. h. enthüllten Dinkel oder Fesen; Muehstieb ist so nicht zu verstehen und vermutlich verschrieben für Muehstieb d. h. ein solches, in dem das noch ziemlich grobe Mehl gesteht wurde. Rattenstieb gehört zur Kornrade und meint das für Roggen- und Safestruht bestimmte Sieb.

4 Kampfräder⁹⁾ mit Eisen und Holz. Damit haben wir ein ganzes Mülhgeräteeverzeichnis.

Auch was von der *Badstube* angegeben ist, erscheint wohl mitteilenswert. Bader ist Georg Rabler; er hat Haus mit Hofreite und Stadel an der Herrschaft Garten, gültet jährlich 1 Goldgulden, 1 Henne, 50 Eier, aus einem Hofgarten an den Pfarrer den Zehnten. Er muß wenigstens jede Woche 1 und wenn die Herrschaft es begehrt, alle 14 Tage 3 Bäder richten, die Badstuben mit Rübelen, Kästen, warmem Wasser und allem sonst Nötigen versehen. Er bekommt von allen über 16 Jahre alten Bewohnern ein Viertel Haber, desgleichen von jedem Ehalten, so um Jahrlohn dient. „Welcher oder welche theißlet¹⁰⁾ oder schreppfet, wie mans nennt“, geben „von 4 vintausen¹⁰⁾ 1 3 und von 6 findlaußen 2 3, und was schirt¹¹⁾, es sei hinten oder vornen, soll dem Bader ain schergarb geben“. Jeder Bauer, Söldner, auch jede Witwe, so ain aigen Pflug gen Alder schidet, reicht ¼ Roggen, ein Weib ¼ Haber; jeder Selbständige, der aigen Roß und Wagen hat, soll ihm jährlich 1 Fuder Holz ohne Lohn fahren. Wann ein Hochzeitssolk zu baden gehet, soll der Bräutigam dem Bader 1 Maß Wein und den Lohn geben. Den Badlohn zu zahlen, ist jede Person verpflichtet, ob sie badet oder nicht, es sei denn, sie ist leibschädig; dann muß sie sich des Bads enthalten, bis sie gesund wird. An Feld hat der Bader nur 1 Jauch. Alder, woon er 4 Viertel Roggen oder Haber gültet, 2 Tagw. Wiesen (62 Schill. 3 3) und 6 Strangen Krautgarten (6 Schill und 3 Hühner).

Nun noch die *Schmiede*, die Heinrich Traber innehat. Er zahlt 2 Malt. Roggen, 1 Fesen, 1 Haber Subgült, ferner 2 Pfd. Sl. Zins, aus 1 Tagw. Mahd im Thal 3 Pfd. 5 Sch. Heugeld, aus dem Krautgarten 7 Schill. Weiter 2 Pfd. Pfeffer oder Imber (= Ingwer), 2 Pfd. 1 Sch. Wasjergeld, 100 Eier, 1 Henne; von dem Gütlin, so darein gelegt worden, an die Stadt Memmingen 1 Malt. Roggen; von Haus, Hofstatt und Garten 2 Pfd. Sl., an den Pfarrer von Niederrieden 3 Sch. 6 H. Jahreszins aus dem Haus und an den Heiligen in Heimertingen 1 Sch. Außerdem hat er der Herrschaft einen Hund zu halten und einen jährlich gelieferten Kapauner zu füttern, den er, falls er zugrunde geht, ersetzen muß. Er ist schuldig, der Herrschaft alles zu schmieden, die Reitt¹²⁾ und Wagen, Roß ohne allen Lohn zu beschlagen; doch soll die Herrschaft dazu geben Eisen, Stadel und Rohlen und einen Knecht, der bei solcher Arbeit helfe schmieden. An Feld besitzt der Schmied ziemlich viel: Im oberen und mittleren Esch je 5 Jauch, im unteren 4½; dazu noch 3 Tagwerk Wiesen. M.

⁹⁾ Gewöhnlich die Bille oder Bill d. i. ein Videl oder eine Haue, mit der Mülhsteine „gebillt“ d. h. scharf gehauen werden.

¹⁰⁾ Ist soviel wie Rummet; Karrensattel dagegen ein Sattel für gewöhnliche Wagen- oder Karrenpferde.

¹¹⁾ Kampfrad ist wohl = Kamrpad oder Zahnrad.

¹²⁾ Vintause mhd vintuse von lat. ventosa Wind- oder Schröpfkopf. Im Schwäb. Wörterb. finde ich einmal bezeugt angegeben: Deisler = Bestecher (II, 131), dazu könnte das seltsame theißlen gehören, also etwa bestechen = schröpfen.

¹³⁾ Hier offenbar = sich scheren läßt.

¹⁴⁾ Gehört wohl mhd. ritten fahren, reiten, wovon reiti d. i. allerlei Fahrnisse.

Steinbacher Wunderbücher

Von Ludw. Mayr (Steinbach).

Der kleine, vielbesuchte Wallfahrtsort Steinbach hat eine Literatur. Wir meinen nicht die geistlichen Angaben, die sich über ihn finden in *Baumanns Geschichte des Allgäus*, in *Andachtsbüchern* (1866 und 1878), in *Kalendern* (für kath. Christen, 1853 und 1905), im *Schwäbischen Postboten* (1896), *Allgäuer Geschichtsfreund* (Jhg. 6), wofelbst die Wallfahrtsdenkmünzen beschrieben sind, die auch im *Oberbayer. Archiv* (27., 38., 50. und 52. Bd.) eine Bearbeitung durch *Friedr. Oß* erfahren haben. Es ist ferner nicht gemeint das Quellenwerk von *Stadelhofer*, *Historia Rothensis* (1787), aus dem nicht nur *Baumann* und die übrigen geschöpft (z. B. auch *Eggmann*, *Gesch. des Illertales*; *Haggennüller*, *Gesch. der*

Stadt und gefürst. Grsch. Rempten; *Illustr. Chronik von Schwaben*, „von einem Verein“ in Biberach (1865), und das wohl noch für lange Zeit das einzig maßgebende für Steinbach bleiben wird. All dies ist also unter der Bezeichnung „Steinbacher Literatur“ nicht verstanden, da in allen diesen Büchern die Ortsgeschichte keine gründliche, zusammenfassende Darstellung erfährt — obwohl der Ort dessen würdig wäre.

Dafür hat Steinbach eine eigene Reihe ausschließlich ihm gewidmeter Bücher, um die es mancher große Wallfahrtsort beneiden könnte: Es sind von Rother Konrethualen verfaßte, in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts gedruckte, heute schon selten gewordene und von der großen Menge ungekannte Werke über die in der Steinbacher Wallfahrtskirche vorgekommenen hezw. gesamt gewordenen wunderbaren Vorfälle, Heilungen, Gebetserhörungen von 1730 bis 1795. Wir sind folgende vorgelegen: 1. Unerlöschlicher Gnadenbach usw. zu Maria Steinbach v. P. Hieronymo Richter, Pfarrer zu Oberkirchberg, erschienen in Augsburg bei Heiß 1738. 2. Neuer Quell des alten unerlöschlichen Gnadenbach usw. von demselben, Verlag Sondermann, gedruckt v. Wächter 1740. 3. Neuer Ausguß des ohnerlöschlichen Gnadenbachs v. P. Franciscum Merz, erschienen in Rempten 1746. 4. Fortsetzung der zu Steinbach geschehenen Gnaden und Gutthaten usw. von P. Dominikus Schmid, erschienen 1795. In dem Werk Nr. 3 ist ferner eines genannt (also 5.), das 1743 herausgekommen sei, das aber der Verfasser ebensowenig aufzählen konnte wie Nr. 6, das in der letztgenannten Wunderbeschreibung v. 1795 als vor 20 Jahren erschienen erwähnt ist. Endlich weiß Herr Dr. Schröder (Dillingen) laut freundlicher Mitteilung aus dem 3. nicht erschienenen Teil der *Historia Rothensis* ein 7. Werk: „Heilsamer Gnadenbach“ von Kaplan P. Aurelian Bögele (1759), das allerdings auch ihm nicht vorgelegen ist. Die Staatsbibliotheken von Augsburg, Stuttgart und München, auch die Klosterbibliothek von Ottobeuren konnten die fehlenden Werke nicht beibringen. Vielleicht liegt das eine oder andere als „altes Glump“ auf dem Dachboden eines der Leser. Der Verfasser wäre für Gestattung der Einsichtnahme sehr dankbar, vielleicht auch die Stadtbibliothek für dessen Ueberlassung.

Was uns nämlich in erster Linie an diesen Werken von Belang ist, das sind die ungemein zahlreichen Geschehnisse, die da aufmarschieren, von der inneren Schweiz bis hinunter an den Main. Sie alle rufen und fanden Trost und Hilfe, Linderung und Heilung durch vertrauenswürdig, gläubige Anrufung der Gottesmutter. Für den Familienforscher bietet also diese Steinbacher Literatur eine reiche Fundgrube. Der Arzt und Seelenforscher findet daneben manches Beachtenswerte, Merkwürdige, wenn auch sehr viele Fälle nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse als höchst natürliche Vorkommnisse und Erscheinungen aus dem Bereiche des Wunderbaren gestrichen werden müssen.

Das erstgenannte Werk, auch seinem Umfang nach das bedeutendste, hat für den Ortsgeschichtsforscher bleibende Bedeutung, derart, daß er an ihm nicht vorübergehen kann. Die Entstehung der Wallfahrt, die hereinspielenden Kämpfe für und dagegen, die handelnden Persönlichkeiten sind mit aller Umständlichkeit des 18. Jahrhunderts geschildert. Wertvoll, nicht nur für den Theologen, ist sowohl nach Form, Aufbau und Inhalt die 75 Seiten des Büchleins einnehmende Festpredigt des Elias Bruggberger, Defans in Erolzheim, am Pfingstdienstag den 13. Juni 1743, dem 1. Titularfest der Wallfahrt. Die Beschreibung des Festzuges dieses Tages, zu dem Rot, die Gemeinde und die Umgebung keine Kosten gescheut hatten, um ihn zu einer farbenprächtigen, eindrucksvollen Rundgebung zu gestalten, nimmt einen breiten Rahmen ein, da selbst die Stoffe nach Beschaffenheit und Farbe angegeben sind, womit die amtierenden Persönlichkeiten (bis herab zu den Kerzenträgern) bekleidet waren.

Diese Werke sind endlich die Fundstelle jener Begebenheiten, die als Fresken unter den Galerien der Kirche festgehalten sind: Wunderbare Hilfen in allen möglichen

Röten. Sie erwecken wohl die Aufmerksamkeit eines jeden, der die originelle Wallfahrtskirche von Steinbach schon besucht hat. Freilich haben diese Fresken mit den Meisterwerken des fürstbischöflichen Hofmalers von Rempten, Frz. Gg. Hörmann (1725—68), die in dieser Kirche die gerechte Freude des Laien wie des Kenners erregen, nichts zu tun. Sie sind vollendete Stümpereien, die allerdings entfernt die Schule des Meisters verraten. Aber da sie nun einmal die Neugier des Beschauers reizen, seien sie aus den genannten „Gnadenbüchern“ hier zum ersten Mal den Freunden der Steinbacher Kirche erklärend dargestellt.

An der Südseite: 1. Joseph Wendle in Oberbinnwang, dem sein blindes Pferd „läuffig“ geworden und nahe daran war über das Hochufer (Gleipfen) in die Iller zu stürzen, verspricht, im Augenblick der größten Gefahr, eine Wallfahrt nach St. und augenblicklich bleibt das Pferd stehen — wie von Engeln gehalten (1738 S. 306).

2. Bei Franz Obersteg in Illerrieden hing im „Herrgottswinkel“ eine Abbildung der Steinbacher Muttergottesstatue, vor der das dreijährige Söhnlein Johannes oft mit erbarmungswürdigen Worten flehte; denn es war von der Wiege an schwach, elend und trüppelhaft. „Liebs unser Fräule von Steinbach, hilf dem Hansle lernen lauffen!“ Die Mutter Margarethe Illm mit den zwei Töchtern Maria und Jdda machten einen Wallfahrtsgang nach Steinbach, 8 Tage vor dem Pfingstfest 1732 — und auf dem Heimweg kam ihnen das Kind aus eigener Kraft entgegen (1738 S. 250).

3. Katharina Rötlin aus dem Grönenfraut (?) genas 1734 eines Kindes, an dem während 5 Stunden kein Lebenszeichen wahrgenommen wurde, trotzdem es mit einem Wachslicht an den Fingerringen gebrannt wurde. Nach Verspruch einer Messe in Steinbach aber kam es zu Leben (1738 S. 336).

4. M. A. Bruggerin von Goldberg (Baden) unternahm nach Einstiebeln eine Wallfahrt (Fastenzeit 1734). Auf dem Bodensee entstand unverhofft ein Sturm, welcher das mit 57 Personen beladene Schiff umkippte, daß 55 Personen ertranken. Die Genannte aber blieb an einem Bootshaken hängen und machte in dieser verzweiflungsvollen Lage ein Wallfahrtsgeleit nach Steinbach. Darauf wurde sie von den Wellen losgerissen und bis ins 3. Schiff hinübergeworfen, wo sie von den Schiffen aufgefangen und gerettet wurde (1738 S. 330).

Nordseite: 1. Katharina Neuberin von Goren (Montforter Herrschaft) ging im Juni 1743 mit ihrem 10jähr. Sohn Joseph Bernhard über die Argen. Der Knabe stürzte infolge eines Fehltritts über den Steg und wurde fortgerissen. Die Mutter versuchte zwar das Kind dem reißenden Element wieder abzunehmen. Aber dazu war sie zu schwach — der Knabe sank unter. Da tat sie ein Gelöbniß nach Steinbach, worauf der anscheinend tote Körper ans Gestade gespült wurde, um vom zufällig des Weges kommenden Vater in Empfang genommen zu werden. Nach einem Wallfahrtsversprechen zeigten sich Lebenszeichen an dem erstarrten Jungen und nach 2 Stunden kam er wieder zu Kräften (1746 S. 71).

2. Das Söhnlein Joseph des Johannes Horing und der Luzia Feuerstein in Mechensee (alter Name für Neu-Trauchburg) fiel vom Haus auf die harte Straße, 2 Gaden hoch. Während des Falles tat die Mutter gleichfalls ein Wallfahrtsversprechen — und das Kind kam ihr unbeschädigt entgegen. Zeuge: der Obeamtsverwalter zu Mechensee (1738 S. 316).

3. 1735, im Februar, brach bei Martin Löhle im Rnaußen, da alles in Rammloch in der Kirche war (Sonntag Septuagesima), Feuer aus. Durch zwei zufällig des Weges kommende „Werkträger“ wurde Roß und Vieh gerettet, welche Gnade die Ehegattin M. A. Klingin dem Umstand zuschreibt, daß sie sofort bei Erörten des Feuerlärms dieselben der gnadenreichen Mutter Gottes von Steinbach empfohlen habe. In diesem Gedanken bekräftigt sie die Tatsache, daß ein Holzschnitt des Gnadenbildes in einer Truhe nicht verbrannte, während die übrigen darin verwahrten Zettel mit derselben zu Asche und Asche wurden (1738 S. 318).

4. Johannes Schaad von Schweinhausen (an der Riß) wollte 1743 eine hohe, dicke Tanne fällen. Da diese sich anscheinend mit den Ästen verfangen hatte, kletterte er hinauf, sie mit der Art frei zu machen (!). Als er ungefähr 8 Klafter hoch gekommen, fing sie an zu sinken. In diesem gefährvollen Augenblick kam ihm die Gottesmutter von Steinbach in den Sinn. Ihr zu Ehren versprach er eine Wallfahrt dorthin. — Er konnte unbeschädigt, frisch und gesund nach Hause gehen (1746 S. 65).

Soweit die Wunderbeschreibungen zu den genannten Fresken. Vielleicht läßt sich noch einmal ermitteln, wer sie — gemalt hat. Dankbarer wären wir freilich jenem, der uns den Baumeister der eigenartigen Kirche erschließen könnte! Ob er nicht in jenen Wunderbüchern steckt, die uns vorerst noch unzugänglich sind? Sind ja doch in den älteren auch alle Leute genannt, die in und an der Steinbacher Kirche etwas zu tun hatten. — Geht und sucht!

Aus Arbeiten zur Geschichte von Stadt und Landschaft

1. Dr. Otto Hartig, Christoph Schorer von Memmingen und sein Sprachverderber (1843). Sitz.-Ber. der Bayer. Akad. d. Wiss. Phil.-Hist. Kl. München 1922.

Im letzten Jahrzehnt des fürchterlichen Krieges, dem 30 Jahre lang unser deutsches Vaterland als Schauplatz dienen mußte, entstand eine mächtige Bewegung gegen all die fremden und unvölkisch sich auswirkenden Einflüsse, mit welchen die solange auf deutschem Boden sich herumtreibenden ausländischen Truppenteile Lande und Leute verseucht hatten. Vor allem deutsche Sprache und deutsche Sitte drohte völlig zu verwelken. Wenn man z. B. den Bericht Wallensteins an den Kaiser über das Gefecht gegen die schwedischen Scharen Gustav Adolfs an der Alten Feste liest, so glaubt man kaum Worte eines deutschen Feldherrn zu lesen.

Und so erhob sich denn, angeblasen von deutsch fühlenden Männern, die sich der Schmach und Unwürde dieser Zustände bewußt geworden waren, ein starker Sturm in ganz Deutschland, in Hamburg so gut wie in Nürnberg, in Straßburg wie in Ulm, gegen die drohende Verwelschung, die sich besonders in Nachäffung fremder Tracht und in der sich steigenden Unsitte der Sprachmengerei äußerte. Sogar die — damals freilich recht holperige und rauhe — Dichtkunst ward eingesetzt um die Widerstände in breitere Volksschichten zu tragen.

Trotz aller oft ungefügen Form war es tiefer Ernst und heiliger Zorn, der gegen das Unwesen losfuhr. Besonders scharf redete ein „Liebhaber der redlichen altteutschen Sprach“, der 1643 seinem Unmut in einer kunstvoll aufgebauten Mahnschrift Ausdruck gab, betitelt „Der unartig Teutsche Sprachverderber“, worin er alle Sünder mit Strenge und voll glühender Vaterlandsliebe nach Ständen geißelte. Er schließt mit den uns in unserer gegenwärtigen Not eigenartig berührenden Worten: „Ich wünsche von Herzen, daß doch die Teutschen einmal die Augen aufstun, ihren häßlichen Fehler in Verderbung der alten redlichen und herrlichen teutschen Sprach erkennen und vielmehr solche pflanzen und bawen, damit sie rein und lauter auf unsere Nachkommen kommen möge . . . Gott der Herr wolle das arme Teutschland, welches igt beynähe Freyheit, Hab und Gut verlohren, wiederumb erquiden und in ruhigen Stand setzen umb Christi willen! Amen.“

Der Verfasser verschweigt seinen Namen. Aber Inhalt, Sprache und Druck weisen auf Süddeutschland. Wiederholt ist das Büchlein nachgedruckt und nachgeahmt worden. Nun hat man aus einer Bemerkung des Satirikers Joh. Mich. Moscherosch, der in jener Zeit eine Reihe von „Träumen“ unter dem Titel „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittenwald“ herausgab, worin er sich in oft packenden Schilderungen gegen die Sünden der Zeit wendet, geglaubt schließen zu dürfen, daß er der Verfasser sei. Allein es sprechen gewichtige Gründe gegen seine

Urheberschaft. Das steht fest: Moscherosch trug sich wohl mit dem Gedanken ein solches Buch zu schreiben, hat ihn aber nicht ausgeführt, sondern, wie er selbst an einer bisher nicht richtig verstandenen Stelle klar andeutet, einem andern „solches zu befördern Anlaß gegeben“.

Im Jahre 1644 kam eine verbesserte, vielfach veränderte und erweiterte Auflage heraus, die sich ein weiteres Ziel setzt und sich deshalb „Teutscher unartiger Sprach-, Sitten- und Tugendverderber“ benennt, aber — die Anfangsbuchstaben zweier Namen C S an der Spitze trägt, an deren Ausdeutung seinen Scharfsinn zu erproben bisher noch niemand versucht hat. Große Teile sind wörtlich aus der 1. in die 2. Auflage übernommen, an anderen Stellen werden geltend gemachte Einwände gegen Stücke des ersten Drucks zurückgewiesen. Es kann kein Zweifel bestehen, daß die Ausgaben von 1643 und 44 von der gleichen Person stammen, daß also der Verfasser des „Sprachverderbers“ auch der des „Sprach- und Sittenverderbers“ ist.

Nun ist vor einigen Monaten eine Schrift erschienen, deren Verfasser, Oberbibliothekar Dr. Otto Hartig an der Staatsbibliothek in München, der Frage nach der Urheberschaft gründlich zu Leibe ging und die hinter den Buchstaben C S versteckte Persönlichkeit in zweifelsfreier und glücklichster Weise festgestellt hat. Es ist der Verfasser des ältesten gedruckten Geschichtswerkes über unsere Stadt Dr. Christoph Schorer. Hartigs Schrift trägt dementsprechend obige Überschrift.

Dieser den Memmingern in seiner Eigenschaft als Geschichtschreiber der Stadt (Chronik von 1660, Gottesader 1664) bekannte Christoph Schorer ist 1618 hier geboren als Sohn des gleichnamigen Stadtsyndikus, der 1645–47 an den westfälischen Friedensverhandlungen namens der Reichsstadt teilnahm, und bezog, nachdem er das Lyzeum seiner Vaterstadt besucht, mit 19 Jahren die Universität Straßburg zum Studium der Heilwissenschaft. Er verlegte sich dort aber auch auf Philosophie, Mathematik und Astronomie. Und die letztere Beschäftigung gab ihm die Anregung 1641 einen dem Memminger Rat gewidmeten Kalender herauszugeben, der bis zu seinem Tod ununterbrochen an verschiedenen Orten weiter erschien, ja sogar noch ein Jahrhundert als Schorerkalender fortbestand. 1643 übernahm er eine Erziehersstelle in der Nähe von Basel und vollendete daneben dort seine berufliche Ausbildung. Seine Beziehungen zu Straßburg blieben nach wie vor eng, wie schon aus der Druckortangabe verschiedener seiner Schriften hervorgeht. Von diesen erschienen etliche ohne Namensangabe, etliche unter dem durch „Letterwechsel“ aus Christof Schorer gebildeten Pseudonym Otho Frischer scr. Das Jahr 1643 brachte eine eigenartige Sternstellung, die „Zusammenkunft zweier Irstern“, die ihn zu einer besonderen Schrift veranlaßte „Von der großen Konjunktion“. Ein Absteher ins Burgunderland, wo er französisch sprechen lernte, war wohl auch die Ursache, daß er 1648 eine Hofmeisterstelle in Mömpelgard erhielt, wo er die Söhne des hochangesehenen württembergischen Kanzlers Forstner in Geschichte, Schönen Wissenschaften und Weltweisheit zu unterrichten hatte. In diese Zeit fällt seine Reise nach Italien, wo er sich in Padua den medizinischen und philosophischen Doktorhut holte. Nun kam für ihn der Scheideweg: Sollte er die ihm angebotene Stellung eines fürstlichen Leibrates in Mömpelgard annehmen oder dem Ruf der Vaterstadt folgen und sich dort als Physikus niederlassen? Er gab dem Drängen guter Freunde nach u. wählte das letztere. So widmete er also seine umfangreiche Tätigkeit als hochgeschätzter Arzt und vielseitiger Schriftsteller der Heimat im weitesten Sinn. Aus seiner Ehe mit der Bürgermeistertochter Maria Felizitas Lupin entsprossen 10 Kinder. Schon mit 53 Jahren ergriff ihn ein Brustleiden, dessen Schwere er selbst nur zu gut erkannte. Kurz bevor ihn der Tod ereilte (13. 2. 1671), bereitete er sich mit großer Seelenruhe vor: schrieb einen kurzen Lebenslauf nieder, dichtete seinen eigenen „Leichgesang bei der Leichpredigt auf der Vorkirchen zu singen“, setzte ihn in Musik (Gesangstimme mit Begleitung zweier Violinen, Bratsche, Violine

und Bässen) und ließ den Geistlichen rufen, mit dem er sich über seinen Glauben auseinandersetzte.

Seiner Lebensbeschreibung nun ist auch ein Verzeichnis seiner wichtigsten Schriften einverleibt. Und hier findet sich unter den 22 Nummern an 5. Stelle der Sprach- und Sittenverderber! Was aus allerlei Anzeichen im höchsten Maße wahrscheinlich gemacht ist, hier wird's zur Sicherheit: Das Rätsel des C S ist gelöst, wenn auch Schorer nur den Titel der 2. Auflage angibt unter Weglassung des enger gefaßten der ersten. Die Unterdrückung des Verfasser Namens glaubt Hartig damit begründen zu können, daß er annimmt, Schorer habe im Gefühl seiner Jugend und seiner geistigen Abhängigkeit gegenüber Moscherosch als intellektuellem Urheber, ja sogar vielleicht auf Grund einer Vereinbarung dazu gegriffen. Das kann ja wohl sein, muß aber nicht sein; ist doch auch bei den ersten beiden „Traktatlein“ sein Name unterdrückt, wohl aus Gründen, die zu allen Zeiten für junge Schriftsteller in gleicher Weise dazu bestimmend waren. M.

2. Otto Bölders, Ottobeuren. Beitrag zur Geschichte des klösterlichen Wohnbaus in Deutschland. Zeitschr. für Bauwesen. 72. Jahrg. 1922. S. 288–298.

Der Verfasser, den wir schon als eifrigen Erforscher klösterlicher Anlagen, insonderheit der Karthausen, kennen gelernt haben, beschäftigt sich in dem Aufsatz mit der Anlage des Ottobeurer Klosterbaus und unterstützt seine lehrreichen Ausführungen höchst anschaulich durch 6 Pläne und 16 Abbildungen. Was ihn veranlaßte als Musterbeispiel für seinen Zweck gerade Ottobeuren zu wählen, ist nicht sowohl der Umstand, daß wir dort eines der größten Klöster des 18. Jahrh. besitzen, als daß es aus einem Gusse entstanden und in dieser Form noch nahezu unverändert erhalten ist.

Mit Zuhilfenahme der alten Klosterpläne legt B., in ähnlicher Weise wie es I. 3. schon D. Voit in den Memm. Gesch.-Bl. 1913, Nr. 6. und 7. getan, das Lageverhältnis des älteren und neuen Baus klar, sucht aber dann von dem älteren wieder die Zutaten des 16. und 17. Jahrh. abzuschälen, um den eigentlichen Kernbau des 12. Jahrhunderts herauszubekommen. Dieser bestand aus einem Viereck, dessen eine (nördliche) Seite eine dreischiffige Kirche bildete mit onö. gerichteter Apsis und zwei Türmen zu beiden Seiten des Chors. Die 3 andern Seiten des genau quadratischen, mit ringsumlaufendem Kreuzgang versehenen Klosterhofs umschlossen die Wohn- und Wirtschaftsgebäude, deren gerade Flucht nur in der Nähe des Südturms durch die östlich vorragende, mit der Klausur der Benediktinerklöster gern verbundene Frauenkapelle unterbrochen war. Weiter über die gotische Zeit zurück in die Vergangenheit einzudringen scheint vorläufig wenig aussichtsreich.

Der Entwurf zum Neubau des 18. Jahrh. stammt von einem genialen Mitglied des Klosters, dem P. Christoph Vogt († 1725), von dessen künstlerischer Tätigkeit leider zu wenig auf uns gekommen ist. „Seine Genialität spürt man noch heute beim Durchwandern des riesigen Gebäudes in der Klarheit und Folgerichtigkeit der Raumanordnung, wie man auch ebenso deutlich rein gefühlsmäßig einige während des Bauens offenbar von dritter Seite veranlaßte Änderungen als störend empfindet“, meint B. mit Recht. Die wichtigste Veränderung ist die Weglassung des westlichen Armes des ursprünglich geplanten inneren Flügelkreuzes, der vermutlich den Kaiseraal hätte aufnehmen sollen. Dadurch wären 4 gleich große, nahezu quadratische Höfe entstanden, deren 2 jetzt zu einem einzigen lang-rechteckigen vereinigt sind. Weniger einschneidend erscheint die Abweichung der Verlegung des Gangs im westlichen Flügel von der Innen- auf die Außenseite.

Die Führung Bölders' durch die Kloster Räume ist so anschaulich und lichtvoll angeordnet, daß selbst der, der die Räume noch nie betreten, davon eine gute Vorstellung erhalten kann. Daß die Einrichtung des Klostermuseums so scharf abgestimmt ist auf die ursprüngliche Zweckbestimmung der Reichsprälatenzimmer, ist vor allem der gelblichen Fürsorge des Landesamts für Denkmalpflege zu danken, das in Prof. Hagenmüller einen fein empfindenden Künstler dazu abgeordnet hat. M.



August 1923

9. Jahrgang: Nr. 2

Memminger Geschichts-Blätter

Zwanglos erscheinende Mitteilungen des Memminger Altertumsvereins

Druck der Verlags- und Druckereigenossenschaft Memmingen e. G. m. b. H.

Inhalt: L. Mayr, Vom Kreuzherrenspital und seinem Gründer. — Das Haus der Elefantapothek und seine Besitzer. Von M. Dr. J. Jöppel, Zur Familiengeschichte der Haingel. — Von alten Bräuchen (Schluß). Von M. — Aus Arbeiten z. Gesch. v. Stadt und Landschaft: 3. W. Eberle, Siedelungsgeschichte der Mindelheimer Landschaft. 4. O. Merkt, Neuere Allgäuer Literatur VIII. Von M. Geschenke 1922/23.

Vom Kreuzherrenspital und seinem Gründer

Von L. Mayr (Steinbach).

Ueber die Stiftung des Heiliggeist- oder Kreuzherrenspitals berichtet eine Urkunde aus dem Jahre 1010. Sie ist nicht in Urschrift erhalten, sondern nur in verschiedenen Abschriften. Am besten wohl im 8. Fol.-Bd. des St.-M. S. 1 (geschrieben um 1450), ferner im 9. S. 100 („Kopie nach einem Vidimus, das vorlängsten vom Stadtschreiber Müller gemacht wurde“) aus dem 17. Jahrhdt.; im 10. Band, der 1706 angelegt wurde, S. 1 und schließlich noch zweimal im Stadt-M. 371,1 aus dem 18. und 19. Jahrhundert mit ziemlich vielen Lesefehlern. Eine ältere Abschrift besitzt auch noch das Ordinariats-Archiv in Augsburg. Zum erstenmal abgedruckt ist der lateinische Text, soweit ich finden kann, in Petris Suevia ecclesiastica S. 610 im Jahre 1699; später nochmal samt der päpstlichen Bestätigung im Intelligenzblatt des Merkures 1815/16 S. 913; teilweise in v. Kaisers Wappen der Städte [1834] S. 70 und neuestens bei M. Sonthheimer, Die Geistl. d. Kap. Ottob. V, 251 f. Der Text zeigt nur unwesentliche Abweichungen bis auf Petri, der eine stark veränderte Vorlage benutzt haben muß.

Eine wörtliche Wiedergabe an dieser Stelle dürfte sich daher erübrigen, doch mag es zur Erleichterung des Verständnisses der anschließenden Ausführungen nützlich sein unter Beiseitelassung alles nebensächlichen Synchronismus den Hauptinhalt in deutscher Sprache hier wiederzugeben. Er lautet:

Ich, Heinrich von Weissenhorn, Obervogt der Provinz Oberschwaben, habe mit Zustimmung meiner Gattin Hedwig, da wir leider keine Knaben als Erben haben, zum Heil unserer Seelen ein Hospital gebaut und gegründet, gelegen in dem Tale (in valle¹⁾) vor dem Tore der Stadt Memmingen, das gemeinlich Kaldtor genannt wird, und wir haben dem Hause des Heil. Geistes in die Hände des Bruders Stephan, des Präzeptors, und der Brüder des Hauses folgendes mit allem Zubehör übergeben: nämlich 1 Hof in Mußbach²⁾, 1 Hof in Elbischowen³⁾ mit Wald, Wasser, Wiesen, Obstanlagen, Gärten und sonstigem Zubehör, 1 Hof nahe an dem Wasser, die Buzsch genannt, der gemeinlich heißt der Aich⁴⁾, und 2 Höfe in Wester-

¹⁾ So in allen Texten. Ein richtiges Tal, kann ja nie dort gewesen sein; gemeint ist somit wohl die Vertiefung des Grabens vor der Mauer der Altstadt.

²⁾ Moosbach bei Nachen.

³⁾ Altschöfen; die ältesten Handschriften haben Erbschöfen. Oder ist Herbschöfen dort gemeint?

⁴⁾ = bei der Eiche. Die Bezeichnung findet sich nochmal, als Michel Rischlin am 7. 6. 1498 seinen halben Hof zu Harb vom Weingartner Abt in Bestand nimmt; bei seinen Feldern sind 2 Tagwerk Wiesmäh, die stoßen an die Aich (St.-M. 34, 76. 2^o). Also war es wohl zwischen Spitalmühle und dem Dorf Buzsch, wo auf der Höhe heute noch der Flurname Eichwald haftet.

hard⁵⁾ mit allem Zubehör, 1 Hof in Osterberg, 1 in Stainhaim, 1 in Amendingen, 1 in Bönningen mit Zubehör; desgleichen 30 Tagwerk nahe bei der Stadt, 24 Tagwerk Wiesen, ferner 5 Pfd. Hl. Zins in der Stadt Memmingen, ein Warmbad⁶⁾ in der Stadt, weiter eine Mühle beim Dorfe Bönningen, einen Wald nahe bei der Stadt auf einer Höhe, die Polloch⁷⁾ genannt wird, nebst allem was dazu gehört an Wald (posco), Feld (plano), Mühlen, Wässern, Weiden, Wiesen, Aedern und allen darauf bezüglichen Eigentumsrechten und Einkünften, wobei wir uns keinerlei Patronatsrechte vorbehalten. Und damit diese Schenkung nicht angefochten werden kann und fest und dauernd bleibe, haben wir diesen Brief mit unserem Siegel versehen. Dessen sind Gezeugen: Notarius Wicher, Kunradus gen. Wömlin, Marquard gen. Gast, Birgo von Malfsteden, Sifrid Moh, Rupert gen. Zobelherre, Diethericus Kempf, Wilhelm von Hochweiler u. a. m. So geschehen im Jahre des Herrn 1010, der 11. Indiktions- (Römerzins-) zahl, am 13. November.

Sogar die Bestätigungsurkunde des Papstes Gregor vom 11. 1. 1012 findet sich; sie ist ebenfalls im Intell.-Bl. und bei Sonthheimer a. a. O. abgedruckt, enthält aber keinerlei abweichende Angaben.

Die Klosterherren des Spitals — wenigstens die der späteren Zeit — glaubten an die Echtheit der Urkunde über die Gründung ihres Hauses. Die ersten ganz leisen Zweifel daran darf man vielleicht aus Rhamms vorsichtiger Ausdrucksweise in seiner Hierarch. August. III, 533 (v. J. 1719) herauslesen, wenn er schreibt, „das Hospital erkenne den Heinrich von Weissenhorn als Gründer an“. Wegelin hinwiederum (Thes. rer. Suev. IV, 258 i. Jahre 1760) hält sich an Dr. Schorer und zeigt durch seinen Schluß, Memmingen müsse 1010 eine Stadt gewesen sein, weil es Mauern und Tore hatte, daß er auf die Echtheit der Urkunde vertraut. Der erste, der diese offen anzweifeln wagte, war der jüngere Joh. Eg. Schellhorn (1788) in seinen Kleinen Histor. Schriften I, 225. Er sagt: „Mir fallen richtige Bedenklichkeiten bei, die das Alter sehr zweifelhaft machen. Es dürfte schwerlich eine Originalurkunde, sondern höchstens eine erneuerte sein. 1223 hat das Spital durch einen Brand seine Originalurkunden verloren. Doch könnten ja einige gerettet worden sein. Ich kann mich nicht überreden zu glauben, daß Memmingen 1010 schon mit Mauern umgeben gewesen; heißt es doch Ende des 12. Jh. noch villa.“ Auch die Form „Memmingen“ scheint ihm anstößig. Und die Zeugen sind ihm erst recht verdächtig:

⁵⁾ In den Abschr. des 18. Jahrhunderts steht fälschlich Westerhaid und in einer davon ist gar Westerhaim an den Rand geschrieben.

⁶⁾ Das aestuarium ist in d. Abschr. des 13. Jh. am Rand als Sommerhaus erklärt.

⁷⁾ Das ist der Höhenzug mit dem Polloch, der einst viel weiter nach Norden reichte, aber im 15. Jahrhundert gerodet wurde, weshalb die Felder von da an „das Spitaler Gereut“ hießen.

„ihre Namen gefallen mir nicht“, „solche Zunamen (Geschlechtsnamen) waren noch nicht Mode“. Zum mindesten seien die Klosterbrüder noch nicht dem Spital in Rom untergeben gewesen, das erst viel später entstanden war. Ihm gegenüber hält wieder Feyerabend, Ottob. Jahrb. I, 434 (i. J. 1813) an der Echtheit fest und meint, vor dem 1198 in Rom erbauten Spital habe es dort schon ein älteres gegeben, „was Herr Schelhorn nicht beachtet zu haben scheint“. Freilich fällt ihm selbst auf, daß es im Text Weissen und nicht Wizenhorn heißt. Gründlich und kräftig ist da 1834 von Kaiser (Wappen der Städte S. 71) dreingefahren: „Die Urkunde ist zu auffallend erdichtet, oder um Jahrhunderte vordatiert, als daß es der kritischen Würdigung derselben bedürfte; denn es ist klar, daß es damals noch kein Geschlecht von Weissenhorn, keinen Landvogt in der Oberlandvogtei, kein Ratschor, keine Pf. Pfennige — die erst im 13. Jahrhundert aufkamen — und keine Memminger Bürger mit solchen Namen gegeben hat.“

Wenngleich selbst Dr. Döbel noch zu der Annahme der Echtheit neigte, heute hat niemand mehr einen Zweifel, daß sie so, wie sie vorliegt, gefälscht ist. Auch Sonthheimer (a. a. O. 251 und 254) erklärt sie samt der Bestätigungs-urkunde für unecht; für die Bestimmung des Alters des Spitals sei sie daher wertlos, dagegen ergebe sich das Alter des Kreuzherrnklosters leicht aus der Stiftung des Ordens vom Heil. Geist zu Anfang des 13. Jahrhunderts.

Sollte nun aber wirklich diese großartige Stiftung infolge des Spitalbrandes vom 10. Nov. 1223 auch die Erinnerung an den Namen des Stifters völlig verloren haben? Das scheint fast undenkbar. Ob nun „Heinrich von Weissenhorn“ ein Neustifter oder wahrscheinlicher Weise nur ein hervorragerender Justifter ist — auf alle Fälle muß, möchte ich meinen, in diesem Namen des sagenhaften Gründers eine Persönlichkeit von Fleisch und Blut stecken, die die dankbare Nachwelt aus leicht begreiflichen Gründen ein paar Jahrhunderte zurückstellte, was ja an und für sich schon zum Wesen der Legende gehört. Die Vermutung, daß der legendenhafte Heinrich von Weissenhorn von 1010 mit einem körperhaften des 13. Jahrhunderts eine Persönlichkeit sein könne, sprach schon v. Kaiser in seinen „Wappen“ S. 70/71 aus. v. Reichenstein deutet in seinen „Reichslandvogteien“ S. 59^a bestimmt auf einen Heinrich v. Neuffen v. Jahre 1220, welcher Ansicht sich auch Baumann anschließt⁹⁾. Aber keiner rückt diesem Heinrich von Weissenhorn = Neuffen zu Leibe. Das wollen wir tun und zwar von der Seite her, von der man den vermutlichen Gründer noch nicht angegriffen hat, nämlich von der genealogischen; denn da muß er Fleisch und Bein haben.

Auf die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts deuten mehrere Forscher: Sonthheimer sagt S. 254, daß die angebliche Stiftungsurkunde den Eindruck erwecke, als ob wir es mit der Zeit der Uebergabe des Spitals zu tun hätten, d. h. der Uebernahme eines schon länger bestehenden Spitals durch den Hl. Geistorden, der 1204 die Krankenpflege übertragen erhielt, die des Memminger Spitals wohl in der Mitte des 13. Jahrhunderts. Dr. Müller (Die ober-schwäb. Reichsst. S. 102), meint, daß das Spital zu einer Zeit errichtet worden, da es in der Altstadt keinen größeren verfügbaren Platz mehr gegeben habe, also bald nach 1200, vorstadt stattgefunden haben dürfte. B. Linder nimmt⁹⁾ gleichfalls an, daß die Gründung zwischen 1210 u. 1250 anzusetzen sei. In dieser Zeit stand ein Geschlecht, die Neuffen, in höchster Blüte durch einen Heinrich, der mit geistigen Gütern eine äußere Machtfülle vereinigte, die seine Person zu einer glanzvollen Erscheinung am Kaiserhofe der Hohenstaufen gestaltete. Leider lassen die gegenwärtigen Umstände nicht zu, sein Geschlecht endlich einmal vollständig zu würdigen. Aber da wir in ihm jenen sagenumwobenen Heinrich von Weissenhorn zu verkörpern gedenken, wird in der Stadt, die seine Stiftung nützt, wenigstens für seine Persönlichkeit hier ein Plätzchen aufzutreiben sein.

⁹⁾ Zeitschrift des Hist. Verein in Schwaben XII. 1885.

⁹⁾ Gesch. d. Allg. I 388 und 386.

⁹⁾ Monasticon Episcopatus Augustani antiqui v. P. Birmin Linder (Bregenz 1913) S. 26.

Daß die Neuffen mit denen von Weissenhorn eines Stammes sind, darüber sind sich jetzt alle neueren Geschichtsforscher in seltener Einmütigkeit klar. Es brauchte lange dazu.

Als innerer Ueberzug des Einbanddeckels der Trsf. Handschrift Nr. 17 der Stadtbibliothek Augsburg fand sich ein Fragment eines mit Traditionsnotizen verbundenen Trsee: Nekrologs, worauf als Wohltäter des Klosters Trsee genannt sind: . . . Heinrich und seine Frau Adelheid und beider Sohn Heinrich von Weissenhorn . . . Prof. Dr. Endres von Regensburg bestimmte die Schrift dieser Traditionsnotiz auf die Zeit um 1200¹⁰⁾. Es ist derselbe Heinrich von Neuffen, von dem im General-Landes-Archiv Karlsruhe der älteste Siegelabdruck von 1210 (Haenicus dei gratia comes de Nifen) stammt¹¹⁾, der von diesem Geschlecht vorhanden ist. Von diesem Wappen ist weiter unten noch zu reden. Die Frau Adelheid ist anscheinend durch dieses Dokument allein gewährleistet; denn nach andern heißt diese Erbtochter des Grafenhauses Winnenden-Rohrdorf Agnes und nach der Sage gar Hedwig¹²⁾.

Heinrich ist schon 1208 als comes in Straßburg bei König Philipp (Fidler 73), 1210 in Winnenden, seinem Erbe (Fidler 71). Als 1211 über den Welfen Otto IV. der Kirchenbann ausgesprochen wird, findet in Bamberg eine heimliche Versammlung der Gegenpartei statt, der dann in Nürnberg eine öffentliche folgte, die den 17-jährigen Friedrich von Hohenstaufen auf den Schild zu heben beschloß. Heinrich von Neuffen wird mit Anselm von Zusingen zum Ueberbringer des „Vollswillens“ erkoren. Anfangs des Jahres 1212 reisen sie nach Italien. Heinrichs Aufgabe war, in der Lombardei Anhänger zu gewinnen und zu sammeln. Der Zusingen aber hatte über Rom nach Sizilien zu trachten, um den von seiner Gemahlin von den sizilianischen Großen schwankend gemachten Friedrich zur Annahme der deutschen Krone zu bestimmen. Beide lösten ihre Aufgabe schwierigster Art mit Glück und Geschick: denn Friedrich nimmt an und reist nach Deutschland¹³⁾. Für glückliche Erledigung der heiligen Angelegenheit war den beiden ein Betrag von 1500 Mark Silber versprochen.

Friedrich traf mit Anselm am 25. 8. 1212 in Verona ein, woselbst ihm Heinrich einen Berthold v. Neuffen, Wigdemus von Trient und 1217—24 Bischof von Brigen, als Protonotarius empfahl, welche Stelle dieser auch von 1212 bis 1216 bekleidete.¹⁴⁾ Von Verona aus geleiteten Heinrich und Anselm den Prinzen nach Trient, von da westwärts gen Chur, um Otto IV. auszuweichen. Der Bischof von Chur geleitet den Zug nach St. Gallen, dessen Abt Ulrich von Sax mit seinem Bruder Heinrich als mütterlicherseits mit den Neuffen verwandt, den Prinzen ausrüsten und nach Konstanz führen. Bischof Konrad hat zwar Bedenken; aber die Bürgerschaft schließt die Tore, da Otto IV. schon in Ueberlingen angekommen war. Diese paar Stunden, die Friedrich zuvorgekommen, wogen eine Schlacht auf. Die Konstanzler jubelten, Graf Ulrich von Riburg kam zu huldigen.¹⁵⁾

1215—20 ist Heinrich von Neuffen auf den Fahrten des Kaisers durch Deutschland ständig bei diesem, manchmal auch sein Vater Berthold und sein Bruder Albert. Ersterer anscheinend das letzte Mal 1219 in Augsburg. Dieser ist es, welcher durch seine reiche Heirat mit der Camertinger Erbin Adelheid den äußeren Grund zum raschen Aufstieg seines Hauses, durch eine vorzügliche Bildung seiner Kinder aber die innere Möglichkeit hierzu schuf. Es scheint auch nach seinem Tod eine Teilung des reichen Erbes eingetreten zu sein: Heinrichs Nachkommen sehen wir in der alt-

¹⁰⁾ Stechele-Schröder, Bist. Augsburg. VI. 642.

¹¹⁾ Stälin der Ältere, Württ. Gesch. II 573.

¹²⁾ S. unter andern: Fidler S. 71 u. 74: Quell. und Forsch. z. Gesch. Schw., 1859; Württ. Vierteljahr.-Hefte 1879 S. 261; Acta Salern. im Jahrb. f. Gesch. d. Oberrheins 31. 64; Reichert 346: Gesch. d. Edl. Herrm. v. Neuffen, i. Bl. d. Schw. Albvereins 1909.

¹³⁾ Stälin. Gesch. Württ. I 289.

¹⁴⁾ Dr. Egger, Gesch. v. Tirol, I. 233.

¹⁵⁾ Reichert 262/346.

schwäbischen Heimat um den Neuffen, Alberts Nachfahren aber um Memmingen-Weißhorn wirksam.

Heinrich erstieg nun den Gipfelpunkt seines Ansehens: Es ist ihm, etwa 1215–20, die Aufsicht über den jungen Kaisersohn Heinrich (VII.) vertraut und um 1220 die Verwaltung des Herzogtums Schwaben übertragen. Reichert redet um 1221 (S. 346) von einer plötzlichen Schicksalswendung: Die Erziehung wie die Procura wird einem Verwandten Heinrichs, dem Schenken Konrad von Winterstetten aufgebürdet. Doch da Heinrich schon 1222 wieder beim Kaiser auf dem Kongress in Ferrentino weilt, kann von einem Verschwinden aus seiner einflussreichen Stellung nicht die Rede sein. Es ist überhaupt fraglich, ob „Umtriebe“ seinerseits den Szenenwechsel verursacht. Tatsächliche „Aspirationen“ gegen den Kaiser, als einen Deutschland ganz vernachlässigenden Halb-Orientalen, treten erst im nächsten Jahrzehnt zu Tage.

Wohl wegen seiner Verpflichtungen als Statthalter od. Landvogt in Schwaben¹⁰⁾ wurde er im obgenannten Jahr seines Kreuzzugsgelübdes entbunden¹¹⁾, trägt aber auch mit dem Kaiser den Kirchenbann wegen Verzögerung des versprochenen Kreuzzugs, ist 1229 Zeuge der Krönung in Jerusalem und wieder 1231 auf dem Reichstag zu Ravenna.

Die nun beginnende dunkle Periode im Hause Neuffen, die auch den schnellen Abstieg bewirkt, gehört nicht mehr hierher, da sie mit unserem Gegenstand nichts zu tun hat. Und doch: Infolge Vermögensverfalls konnte nach 1230 eine nennenswerte Stiftung seitens dieses Hauses nicht mehr stattfinden. Die langen Kämpfe für ein deutsches Königtum (des jungen Kaisersohnes Heinrich) gegen ein verlottertes, völlig in Sizilien aufgehendes, Deutschland geradezu vergessenes Kaisertum Friedrichs II., des Vaters, brachten die Neuffen an den Rand des Ruins. Ist im folgenden Heinrich der Neuffe als Stifter des Spitals nachweislich, so ist er dies vor 1230 und, wenn Beispiele Beweiskraft haben, wahrscheinlich vor Eintritt des Kreuzzugs oder der Italienfahrt.

Wir wissen aus ganzen Mengen von Klosterstiftungen, daß die reichen Großen solche aus den verschiedensten Beweggründen gemacht haben. Von den Neuffen wissen wir von keiner. Zuwendungen aller Art sind zahlreich. Aber eine ihren Namen tragende Stiftung ist nicht bekannt. Manche dachten an Roggenburg. Mit heißem Bemühen suchte ich den Stifter Berthold und seine Angehörigen¹²⁾ in unserem Hause unterzubringen. Vergebliches Unterfangen! Sollte sich dieses durch Missetätigkeit gegenüber den Klöstern berühmte Haus, das in den Kämpfen gegen Kaiser Friedrich II. zeitweise die Partei des Papstes führt und stützt¹³⁾, das sich den Luxus eines berühmten Minnesängers und Hoffstranzers erlauben konnte¹⁴⁾, sollte dieses Haus eine Ausnahme machen unter allen „bessern“ Häusern seines Zeitalters? Untersuchen wir daraufhin das wenige, was wir vom Memminger Stifter wissen, versuchen wir, dieses wenige in Beziehung zu setzen zu unserm Heinrich! Selbst wenn ein Baumann behauptet, er habe nie

gelebt²¹⁾, und schon Ritter von Lang ihn „fest aus den Straufen“ weisen will!²²⁾

1. Er ist Landvogt in Oberschwaben, allerdings nicht 1010, sondern 1220. Die Hinausschraubung der Stiftungsjahre ist ein so bekanntes Manöver der mittelalterlichen Urkunden-Nachfertiger, daß wir über diesen Punkt ruhig hinweggehen können. Wegelin²³⁾ kennt ihn als Advocatus Provinciae Sueviae generalis, auch nach andern als Praeses Prov. Superioris Sueviae und als Graf von Maurstetten²⁴⁾ und Weißhorn. Daß Heinrich von Weißhorn wirklich Landvogt war, wurde schon erwähnt²⁵⁾. Wie steht es aber mit seiner Grafenwürde? Neuffen war nie eine Grafschaft, noch weniger Weißhorn. Die Grafschaft Markteten stand dazumal unter Gottfried. Abgesehen davon, daß in dieser Zeit der „Graf“ nicht notwendig eine Amtsperson mehr war, weshalb sich auch Mitglieder gräflicher Familien und Erben gräflicher Besitzungen diesen Titel beilegten, so hatte doch Heinrich ein Recht, sich in diesem Sinne Graf zu nennen, da seine Mutter Adelheid die reiche Grafschaft Achalm-Gamertingen seinem Vater zugebracht hatte. Die Grafschaft Markteten aber kam in der Mitte unseres Jahrhunderts an einen Berthold von Neuffen, Neffen unseres Heinrich, dessen Nachkommen noch das Grafengericht in Memmingen hielten (s. den angef. Aufsatz i. d. Memm. Gesch.-Bl.). Daß die Nachfertiger der verbrannten Urkunden frühe und späte Ereignisse zusammenstoben, ist kein beispielloses, sondern ein geradezu regelmäßiges Verfahren der Tradition. Also Heinrich von Weißhorn war Graf und Landvogt um 1220.

2. Er wird Oberjägermeister des hl. röm. Reiches genannt, auch Reichsjägermeister. Auf ein Hofamt macht schon Wegelin S. 9 aufmerksam, legt ihm aber diesen Titel selbst nicht bei. Anscheinend ist es Thoman, der Chronist von Weißhorn²⁶⁾, der in Schussenried von diesem „erbjegermeister des heiligen römischen Reichs“ gelesen haben will und erzählt, daß ein Spitalmeister, der das Spital neugebaut, angegangen worden sei, er solle die Wappen der Stifter nicht mehr anbringen. Er habe aber diesem Ansinnen nicht gefolgt, sondern diese Wappen aller Orten und Enden erneuern lassen, wie sie vormals gestanden. — v. Kaiser heißt diesen Titel „Unfinn“, weist aber, das Wappen betrachtend (S. 83), auf die jagdreiche Gegend um Weißhorn und den gleichbedeutenden (!) Jagdnamen Venaxomodurum hin. In diese Tiefe der Wissenschaft können wir ihm freilich nicht folgen. Aber daß das Neuffensche Hifthörnerwappen ein „sprechendes“ sein könnte, muß nicht als Unfinn bezeichnet werden. Wenn in einem „Wappenbuch der hohen Geistlichen und Weltlichen Standes der Christenheit in Europa“²⁷⁾ am Schluß unter verschiedenen Zusammenstellungen „die vier Jägermeister Hornheim, Neiffen, Urach, Hynr“ (?) angeführt sind, so sehe ich dies zwar nicht als Beweis, daß die Neuffen diesen Titel führten, an, aber als eine Spur, die verfolgt werden kann, was auch andere getan haben.²⁸⁾ Hätten die Neuffen kein Reichsministerialenamt, zu dessen Beilegung durch ihr Wappen viele verführt wurden, so stammten sie von den Urachern ab (um 1100). Urach hat heute noch, wie Nürtingen, das Hifthorn im Wappen²⁹⁾

¹⁰⁾ v. Reichenstein a. a. O.; dann Dr. Teusch: 3. Gesch. d. Schw. u. ess. Reichslandvogteien i. 13. Jdt., Programm d. Gymn. a. Apollern z. Köln 1890/93; Schön: Reichslandvögte, Innsbruck 1901 (Mitteilgn. d. Instit. f. österr. Gesch.-Forschung).

¹¹⁾ Württ. Vierteljahrst. 1897 S. 401: Mehring, Aus päpstl. Registern; diese Quelle künftig unter W. B.

¹²⁾ Monasticon 107; Augsb. Postztg. 1892 Beil. 35; Jahresber. d. hist. Ver. Dill. 1894 S. 14; P. Stälin I 432, Reichert 241; M. Kuen, Coll. script. VI. 11. — Der Ehrengast b. d. Kirchweihe i. Roggenburg 1160, Eutfried und sein Sohn Berthold v. Weißhorn stehen so kalt unter anderen Zeugen, daß dieser Umstand allein die Stifter aus ihrem Geschlechte verbannt.

¹³⁾ W. B. 1886, 88, 89, 95, 96, 97 Beiträge zu dieser immer noch nicht genügend aufgehellten Hohenstaufenperiode v. Dr. Boffert, Blind u. Weller i. verschied. Stellungnahme.

¹⁴⁾ Gottfried v. Neuffen: v. Grunne, Progr. Lyncoums Meh 1894, Lohr. 3tg.; Knod: Tübingen 1877.

²¹⁾ Gesch. d. Allg. I. 308.

²²⁾ Grassl. 363.

²³⁾ Gründl. Ber. I 22 und 64.

²⁴⁾ Ueber Maur- u. Markteten i. Memm. Gesch.-Bl. 1921/22.

²⁵⁾ S. auch Teusch S. 7 nach Mon. Germ. Ep. I. 97; desgl. Reichenstein S. 59.

²⁶⁾ Quell. 3. Gesch. d. Bauernkriegs usw. von Dr. L. Baumann, Tübingen 1876 in Bibl. d. Litt. Ver. i. Stuttg.: Weißhorner Hiftorie v. Nikol. Thoman. (1460–1542).

²⁷⁾ v. Martin Schrot i. Augsb. zusammengetragen u. gedruckt i. München 1576.

²⁸⁾ Düvel, Güterwerbungen Jak. Fuggers (München 1913) S. 31; Kornbed i. Württ. B. 1887 S. 18; P. Eutp. Brunner, Burgau 27, Reisch S. 409: Hist. Abhandlgn. der R. B. Akademie d. W., Gesch. d. Gr. v. Lechsgmünd und Graischach, München 1813 u. a. m.

²⁹⁾ Arch. Württemberg, Stuttgart 1905, S. 652; O. H. Beschreibg. Urach S. 550; v. Alberti: Württ. Adels- u. Wappenbch II. 890.

und den Urahnern wird schon in der Sage das Hifthornwappen zugeteilt. Reichert weist es den Marstetten zu (S. 262). Alberti aber hat mit Recht (I. 490) sich gehütet, diesen ein Wappen in seinem großen Werke beizulegen. Er gibt es den Neuffen. Wir können nun hier die große Streitfrage, ob die Marstetten oder die Neuffen die Ursprünglichen sind, nicht aufrollen. Das soll im 2. und 3. Teil meines „Marstetten“ geschehen. Aber Weissenhorn, die Stadt der Neuffen und der Hifthörner, ist so offenkundig deren Schöpfung und, was schon sein Name ausweist, so jung, daß es als Tochterstiftung von Grafschloß erit diesen Namen bekam, als es schon Wappen gab, daß es sogar einmal urkundlich geradezu „Nissenhorn“ heißt. Für uns sind die Marstetten ohne Zweifel Neuffen. Und aus diesem Grunde kam das Memminger Landgerichtswappen (S. Comitatus de Marstetten) zu seinen Hifthörnern²⁰⁾ und die Siegel der Kreuzherren zu den ihren.

Der erste und einzige, welcher das Neuffen-Marstetten-Wappen einer eingehenden Untersuchung unterzog, war der Kaufmann Kornbed in Ulm²¹⁾. Das auch bei Baumann (Gesch. des Allg.) und in Halls Geschichte von Weissenhorn abgebildete Reiter Siegel von 1329 zeigt 3 Wappen: die 3 breiten Streifen (Balken) der Graishorner, dann 2 Wappenschilder mit je den 3 bekannten Hifthörnern. Einer derselben zeigt punktierten Untergrund, was zwar schon Baron Reissach (S. 447) aufgefallen ist, womit er aber nichts anzufangen wußte. Kornbed dürfte den Nagel auf den Kopf getroffen haben, wenn er diese Unterscheidung im Neuffen-Wappen mit der Grafschaft Marstetten begründet. Das schon berührte Wappen von 1210 beweist, daß die Neuffen die Hifthörner schon lange vorher, ehe sie vermeintlich zur Grafschaft Marstetten kamen, trugen. Sie sind die ursprünglichen Hifthornträger — und das Kreuzherrnsiegel ist die Stiftung eines Neuffen²²⁾, wenn dieser auch nicht Reichsältester war. Und das kann nur Heinrich sein. Uebrigens ist es nicht ausgeschlossen, daß tatsächlich eine Beamtung auf diesem Geschlecht ruhte, da Kornbed a. a. O. auch ein Siegel mit Jagdhut kennt.

3. Die Gemahlin Heinrichs von Weissenhorn ist in der unterschobenen bzw. gefälschten Spitalstiftungsurkunde Hedwig genannt. Andere wollen, wie oben erwähnt ist, eine Agnes kennen. In Wirklichkeit hieß sie aber A de Heide, wie Heinrichs Mutter. Da ich im ganzen Geschlecht keine Hedwig finde, auch nicht unter den Kindern, dagegen „Heidi“ genug, so dürfte diese Irrung nicht viel auf sich haben und zur Kennzeichnung des Stifters keine ausschlaggebende Rolle spielen.

4. Einige kleine Spuren seien nicht unerwähnt. Ich sagte in einem Aufsatz in den Memm. Gesch. Bl. 1920 S. 36, daß die Erwähnung eines B a d e h a u s e s aestuarium in opido²³⁾ in der Schenkungsurkunde ein Zeichen sei, daß der Urkundenschreiber einer Zeit angehörte, in welcher eine Warmbaderstube zum unentbehrlichsten Ding täglichen Gebrauchs gehörte, und das war das 12. und 13. Jahrhundert. Der Spitalbrand von 1223 wird sofortige „Erneuerung der Urkunden notwendig gemacht haben“. Da war die Protokollstellung Heinrichs noch in frischster Erinnerung, wenn auch die Schenkungen selbst schon im Jahre 1210 erfolgten. (Die Neuffen-Weissenhorner hatten ansehnlichen Besitz um Memmingen, noch im ihrem letzten Verbündeten Berthold v. Neuffen-Graishorn). Da die Stiftung vor der Dreientreise durch den Brand nicht berührt worden wäre, können wir das Ergebnis unserer Wahrscheinlichkeitsrechnung nunmehr schon in die Jahre 1210–20 verlegen. Nun ist in der Zeugenreihe ein Siegfried M o h genannt. Die Mohe gehören einem weitverzweigten Ministerialengeschlecht an²⁴⁾.

²⁰⁾ Baum. Gaugr. 65. Claus-Döb. 322 u. Taf. II.

²¹⁾ M. B. 1887 S. 17; 1880 S. 47.

²²⁾ In Memmingen ist dies Wappen noch zu sehen: Frauenkirche, Eingang zur Sakristei; jedenfalls auch im Zollamt — dem Erben des Kreuzherrnhauses. Ob die Hifthörner in den Kreuzherrnsiegeln nicht verkannte Hifthörner sind? Denn die Neuffen wie die Uraher hatten dieselben auch als Helmzier.

²³⁾ Müller S. 105 und 293.

Sie waren nach der genannten Quelle ab 1258–82 Ammänner d. h. für die damalige Zeit unumschränkte Herren anstelle des Herzogs, müssen also schon vorher in höchstem Ansehen gestanden haben. Die Anführung eines Mannes aus ihrer Familie dürfte vielleicht gleichfalls ein kleiner Wegweiser sein, daß die Urkunde nach dem Brand um 1250 „erneuert“ wurde und die Zeugen absichtlich oder der Wirklichkeit entsprechend aus den hervorragendsten Geschlechtern, die es um 1010 selbstverständlich noch nicht in dieser Namensform gegeben hätte, die aber von 1210 her noch wohl in Erinnerung sein konnten, angeführt wurden.

Damit dürfte nicht ganz haltlos erwiesen sein, daß der vielberührte Heinrich von Weissenhorn von 1010 der mit Recht berühmte Heinrich von Neuffen ist, der in der Lage war, in der Nähe des Lieblingsortes seines Vaters, Weissenhorn, eine seinen Namen und sein Haus verewigende Klosterstiftung zu machen, die bislang seinem Geschlechte aus mancherlei Gründen noch nicht geglikt war. Das wahrscheinlichste Jahr dieses bedeutungsvollen Unternehmens dürfte das Jahr 1210 sein, das Jahr war Antritt einer ersten, in vieler Hinsicht nicht ungefährlichen Reise.

Wenn die „Stifterfabeln“ auch aus Augsburger Chroniken stammen sollen, wie Max Gut²⁵⁾ behauptet, so können diese Chroniken doch nicht ihre letzte Quelle sein; denn das ist die Memminger Ueberlieferung!²⁶⁾ Und die kennt einen Mann, der als Graf hier und in der Umgebung eine Rolle spielte, desgleichen als Landvogt und Vertreter des Kaisers als Schwabenherzog — und da steht nichts im Wege diesen Mann in Heinrich von Neuffen zu sehen, der zwischen 1210 und 1230 erster Vertrauter des Kaisers, seinem Geschlechte zur Ehre, seiner Seele zur Beruhigung, das Spital des Ordens zum hl. Geist, der Kreuzherren, stiftete. Nichts hindert uns diesen Weissenhorner Weltmann, diesen seinen Diplomaten und sprachkundigen Gesandten²⁷⁾ als Gründer des Hospitals zu verehren. Namen und Jahrzahl, Titel und „Dienstgrade“, Mittel und Betätigungsfeld, geistige Gaben und Anlagen samt Wappen und Helmzier seines Geschlechts weisen nicht eine Unstimmigkeit auf. Wir wollen nicht schwärmen: Aber ist es Zufall, daß selbst noch 1576 zwischen Weissenhorn und Nürtingen gewisse Beziehungen bestehen, indem ein Weissenhorner Pfarrer, in Biesenhofen angestellt, vom Junker von Niedheim nach Angelberg als Reformator erbeten wird²⁸⁾?

Die Neuffen könnte man das Geschlecht der Bertholde nennen — echte Altschwaben. Der Name Heinrich ist bei ihnen nicht geläufig. Außer unserem Heinrich und dessen eingangs erwähnlichem Sohn, der in den Witren von 1230 bis 50 eine gewisse Rolle spielt, aber zu unserem Gegenstand in keinen Beziehungen stehen kann, da seine Bühne infolge der Teilung des großväterlichen Erbes das westliche Schwaben ist, finde ich noch einen monachus Heinrich von Neuffen, der 1210 in Windeben zeugt²⁹⁾, der auf Leutfried zurückzugehen scheint und damit auf die Ronsberger Verwandtschaft, aus der der Name Heinrich in das Geschlecht kam. Ob ein 1277 genannter Deutschordensbruder Heinrich de Niphin (Reichert 349) ein Neuffen oder nur einer von der Stadt Neuffen ist, konnte ich so wenig ausmitteln, wie das, ob der Augsburger Bürger Hainricus de Wizenhorn von 1251 (Urk.-Bch. d. Stdt. Augsburg I, 9) ein Neuffen oder ein bürgerlicher Weissenhorner von Geburt ist. In beiden Fällen dürfte es sich um Herkunftsnamen handeln, da die Familiennamen erst im Entstehen begriffen waren. Auch jener Meister Heinrich von Weissenhorn, der 1338 u. f. im Ulmer Urkundenbuch mehrfach genannt ist, muß in diese Kategorie verwiesen werden. Für uns bleibt also nur jener Heinrich von

²⁵⁾ Unkundlicher Beitr. z. Gesch. d. bürgerl. Rechtsganges: 2. d. ehem. kais. L. G. auf der Leutkircher Heide usw. (Berlin 1907.)

²⁶⁾ S. o. Thoman.

²⁷⁾ Knod 2.

²⁸⁾ Württ. B. 1898 S. 425.

²⁹⁾ Stälin II 578, Grimme 9, B. Stälin I 433, Reichert 347.

Weissenhorn-Neuffen, der auch in sonstiger Hinsicht, wert ist, daß man sich seiner annimmt, besonders auch in Memmingen.

Das Haus der Elefantenapotheke und seine Besitzer

Nur wenige Häuser unserer Stadt gestatten eine Verfolgung ihrer Besitzer bis in so ferne Zeiten zurück wie das der jetzigen Elefantenapotheke (einst Nr. 190, jetzt Ralschstraße 8). Zum erstenmal erwähnt finde ich es am 26. 2. 1394, also vor mehr als 500 Jahren. Es gehörte einer Familie **Fainagg**, die von Ulm stammte und dort schon seit 1244 beurkundet ist in der Person des **Ulricus miles de Vainago** (Ulm. Urkb. I, 73). In Memmingen treten die **Fainagg** zuerst 1359 als Patrizier auf und an dem erwähnten Tag weist der Bürger **Jodokus** oder **Jos Fainagg** seiner Hausfrau **Anna**, **Elzets** der Dörffin, Bürgerin zu Augsburg Tochter zur „Widerlegung ihrer Heimsteuer“ d. h. Entschädigung für ihre Aussteuer 360 fl. an auf seinem Steinhaus zu Memmingen, welches Zinslehen ist von dem Reichsamt zu Memmingen, und auf seinem Hause an dem **Ralg** zu Memmingen, welches von dem Lamm daselbst Zinslehen ist. Die Urkunde (Bayer. Reg. 11, 6) ist noch besiegelt von des **Jos Vetter Fainagg** genannt **Behen**, welcher Beiname einer sehr alten, offenbar nach verwandten Memminger Familie, auch **Behaim** geschrieben, entlehnt ist.

Dieses damals im Besitze des **Jos** befindliche Haus am **Ralsch** ist eben das der Elefantenapotheke; es muß aber bald in die Hand des **Heinrich Fainagg** gen. **Behaim**, vielleicht eines Sohnes, übergegangen sein; denn dieser verkauft es an der Mittwoche nach dem 12. Tag zu aufgehenden **Wibensnachten** (31. 12. ?) um 500 rhein. fl. an **Runz Schappraun** samt Hofreite, Stallung, Stadel und Gefäß mit aller seiner Weiti und Zugehörd, wie es wilend sins Schwehers **Friden Rifen** sel. gewesen vnd lit in der Statt „pitschent dem Spital vnd der Brunnerin Hus (jetzt v. Stollsches Haus, dessen ältester Besitzer sonach ein Brunner war). Der Hofmeister der Antonier hatte ein Capital darauf stehen, von dem jährlich 2 Schill. 51. **Kallzins** zu entrichten waren. Neben **Heinrich** siegelt noch sein „lieber Freund“ **Jos Fainagg**.

Die nächsten Inhaber sind die gleichfalls lange hier ansässigen **Reithart**; wie freilich und wann sie in den Besitz gelangt sind, ist vorläufig nicht ausfindig zu machen. Die Witwe des **Ludwig Reithart**, **Dorothea** geb. **Freyin**, veräußert am Mittwoch nach St. Ulrich (6. 7.) 1519 mit Wissen ihres Stiefsohns, des **Wilhelm Reithart**, Bürgers zu Konstanz, und des **Wolfgang Fund**, Bürgers zu M. als nächsten und besten Freunde und Vogts und Tragers, das Haus und Hofreite samt dem Gärtlin und Stadel nebst dem Spital an dem **Ed** am Gäßelien gegen **Jörgen Settelins** Haus über (v. Stoll) an ihren Vetter **Hans Ehinger**. Der bar erlegte Kaufpreis ist 425 fl.; ferner ist zu entrichten der Zins an die Antonier mit 12 Pf. und an der Verkäuferin Tochtermann **Laur Pfister** und seine Hausfrau jährlich 10 fl. Zins, weil er 200 fl. Hauptgut darauf stehen hat. Außer **Reithart** und **Fund** siegelt der Stadtschreiber **Eberhart Jangmeister**. Dieser **Ehinger** ist der in der Memminger Reformationsgeschichte so bedeutungsvolle Vertreter der Reichsstadt, später Herr auf **Gottenau** († 10. 11. 1546).

Es folgt im Besitz die Familie **Gienger**, ursprünglich, wie der Name besagt, in **Giengen** (1270 **Andreas et Henricus de Giengen**), dann in **Ulm** sesshaft und von da hier eingewandert. **Sebastian Gienger** hatte mit dem Spitalmeister **Balthasar Mayr** „etwas nachbarlichen Mißverstand“, der durch einen bemerkenswerten Vergleich am 18. 6. 1557 beigelegt wurde. Es handelte sich um eine Mauer an **Giengers** Haus gegen die **Kreuzherrnkirche**, die jeder von beiden als ihm gehörig betrachtete. Streng genommen gehörte sie wohl keinem; denn die dicke Mauer, die beide Gebäude als Ost- bzw. Westwand gemeinsam haben, ist, wie sich 1894 genau ergab, die älteste Stadtmauer, an die sich das Spital außen wie das Bürgerhaus innen anlehnten und deren rechtmäßige Eigentümerin also eigentlich die Gemeinde war. Mit der Erweiterung der Stadt durch das **Ralschviertel** (13. Jahrh.) war natürlich die Mauer lediglich

mehr Hausmauer und selbst wenn man sich im 16. Jh. ihres ursprünglichen Zwecks und ihrer Zugehörigkeit noch bewußt gewesen wäre, dürfte es schwer gewesen sein einen Besitztitel nachzuweisen. Die Stadt hat wohl auf den Besitz keinerlei Anspruch mehr erhoben und sie stillschweigend heben überlassen. Und wer mag wohl zuerst angebaut haben? Die Mönche oder der Bürger? Der letztere betrachtete die südliche Fortsetzung, die ihm als Gartenmauer diente, als je in Eigentum, hatte also auch wenigstens ein schreibbares Recht voraus. Und in diesem Sinne erfolgte auch die Einigung: die Mauer soll unangefochten zu **Giengers** Haus gehören. Aber ein kleines, wenn auch nur bedingtes, Zugeständnis suchte der Spitalmeister doch für sich zu gewinnen. Er hatte zuvor „einen schuß aus seiner Kamer gegen das vorbere Gotteshaus hinüber“ (also offenbar an dem vorstehenden **Ed** an der **Ralschstr.**), den er jetzt abgebrochen. Wenn er oder seine Nachfolger solchen wieder zu bauen bedacht sein sollten, so sollten sie ihn bauen dürfen in der Höhe und Breite wie zuvor, nämlich „vom unteren Thremb (zu mhd. träm der Balken, hier Tragbalken) vß seiner Kamer an der Wand hinaus die Breite oder Auschuß 4 Schuh ins Liecht, dergleichen 8 1/2 Schuh in der vorderen Höhe und 14 Schuh an des Spitalmeisters Mauer; die ersten Saul unter ermoltom Ergher dürfen nicht näher als 5 1/2 Schuh an **Giengers** Haus sein, wie es zuvor gewesen.“ Weiter soll gestattet werden, daß zu dem Zweck in **Giengers** Mauer außen 3 Löcher für die 3 Hölzer gebrochen werden, damit der Bau und Erker vollendet werden könne (Urk. gestiegelt mit 2 Spital- und **Giengers** Siegel).

Der Bau kam leider nie zu stande. Das ist sehr schade; zweifellos würde er die kahle Mauer dort in vorteilhaftester Weise beleben und zieren. Lehrreich ist aber hier wieder sprachlich der Gleichsinn von **Auschuß** und **Erker**, sowie baulich als höchst zulässiges Vorsprungsmaß 4 Schuh.

Sebastian Gienger starb am 5. Okt. 1558. Nach neun Jahren übergab seine Witwe **Margareta** geb. **Besserer** mit Bewilligung des Alt-Stadtsammans **Kaspar Besserer** und ihres Veters **Hans Konrad Deth** ihr Haus mit Garten usw. gegen **Raphael Sättelins** Haus über ihrem Stiefsohn **Hans Jakob Ehinger**, Bürger zu Konstanz, gegen 2500 fl. zu je 35 Schill. gerechnet (beider Verstander Siegel und für die **Giengerin** das des Stadtsammans **Erasmus Gehler** anhängend). 25. 9. 1567.

Nächst dem kommt in den Besitz des Hauses **Jakob Hyrus** 1594. Die **Hyrus** waren mit den **Ehingern** nahe verwandt. Bisher freilich konnte ich keine Beziehungen des **Jakob** finden, sondern nur einen **Onophrius**, der 1533 **Hans Ehingers** Tochter **Katharina** heiratete. Die Geschwister **Hyrus**, denen das Haus erbweise zufiel, überließen ihre Anteile dem einzigen Bruder **Jakob**, der Bürger in Memmingen war, am 7. 5. d. J. Der eine Bruder **Hieronymus**, der in **Königsberg i. Pr.** wohnhaft war, trat sein Viertel mittels eines „pitschierten“ Briefes ab. **Hans Jakob Mayr** zu **Hafslach** (bei **Schaffhausen**) und seine Ehefrau **Margareta**, geb. **Hyrus**, und deren Schwester **Euphemia** mit **Rat Damion Honoldts** zu **Stain**, ihres lieben Schwagers, geben ihre 2 auf je 550 fl. angeschlagenen Anteile an der Eggbehausung am **Rautmarkt** gegenüber **Raphael Sättelin**, hinten an den alten **Weinstadel** 2200 fl. gewertet erscheint. Jener **Hieronymus** ist vermutlich der gleiche, von dem berichtet wird, er sei am 29. 5. 1581 **Steinheim** und **Amendingen** „von einem Rappier voller Scharten durch den Leib vornen ob dem Gürtel hinein und hinten wieder heraus gestochen worden, nach **Amendingen** geloffen, dort verbunden und wiederum geheilet worden.“ Das könnte seinen Aufenthalt in **Königsberg** zu erklären geeignet sein. (Schor. Chr. 107).

Des **Jakob Hyrus**, gen. von **Mammern** und **Homburg**, und der **Euphemia Wöhlin** von **Ungerhausen** Tochter **Sabina** († 4. 5. 1588) hatte am 5. Mai 1606 den späteren Bürgermeister **David Engler** (* 31. 5. 1576) geheiratet und wurde am 28. 8. 1608 Erbin des väterlichen Hauses, „hinten an der unbekannten (= **Trsfinnigen**), Haus, andererseits am **Rüegäßelien** gegen **Gordian Sättelin** gelegen“, so wie es in den übergebenen alten Briefen steht“ gegen

Erlag von 2400 fl. Beseigt ist die Urkunde von Jakob mit einem Siegel von 1586.

Engler, „in den gefährlichsten und betrübtesten Zeiten wohlverdienter Bürgermeister“, starb am 17. 5. 1645, seine Witwe erst am 14. 2. 1654. Vier Monate zuvor (10. 8. 53) hatte sie im Einverständnis mit ihren Beiständen, dem Ratskonsulenten Lic. iur. Josef Jenisch und dem Joh. Jakob Stoll, das Haus „am Rühgäßlin gegen Herrn Gordian Sättelins, jeko gemeiner Staat zustehend“ an Elias Zoller verkauft für 2800 fl., wovon die noch stehenden 600 jährlich mit 75 fl. abgetragen werden sollen. Beseigt von Stadtmann Christoph Hainzel und den Beiständen. Englers Ehe entpfanden nicht weniger denn 13 Kinder; warum trotzdem jetzt das Familienhaus in fremde Hände übergang, ist noch schleierhaft.

Die nächste Besitzveränderung erfolgte bereits 1680 am 9. Aug., an welchem Tag Elias Zollers Witwe Barbara, geb. Eggolt, mit Einverständnis des Melchior Egloff Stebenhaber zu Heklinshofen und des Georg Wilhelm Zoller, beider des Rats, sowie ihres Sohnes Dr. med. Joh. Werner Zoller zu Erkheim das Haus, zwischen Spital und dem von Dr. Christoph Schöters Witwe gelegen an den Bürger und Handelsmann Johann Rupprecht um 2600 fl. veräußert. Darauf stehen 1200 fl. Kapital von dem Prediger Georg Wächter (dieser 1617 geb. und 1686 gestorbene Wächter hatte 1645 eine Anna Maria Eggolt geheiratet), woran 400 gleich zu bezahlen und der Rest jährlich mit je 50 fl. unverzinslich zu tilgen sein soll. Die Urkunde siegelt Johann Wächter, Stadtmann. Zeugen sind Christian Mayer, Gastgeb zum Goldenen Adler, und Johann Leonhard Hail, Kramer.

Der Sohn dieses Predigers, der spätere Superintendent Georg Wächter (1652—1732) hatte am 21. 7. 1704 als 2. Frau die Anna Susanna Rupprecht heimgeführt, die einen Hausanteil geerbt hatte. Diesen trat er am 23. 12. 1707 in Ehevogts Namen zugleich mit Joh. Georg Lupin d. R. und Joh. Jakob Grimm d. Ger. als Vormündern der anderen mit Anteilen bedachten Töchter des Handelsmanns Joh. Rupprecht, Anna Elisabeth, Euphrosyna Sibylla und Maria Felizitas, an diesen und seinen Schwager Joh. Georg Frey ab, so wie es ihr im Testrezeß vom 8. 10. 1704 zugesprochen war, samt dem hinteren Gewölbe, welches zwar von der Michaels-, Johann- und Gabriel-Rupprechtschen Handlung erbaut, aber an Johann gegen Abrechnung vom Kapital abgetreten worden war. So kommt also das väterliche Haus am Krautmarkt, dessen Hof an den Schwarzdörlwirt Hans Jakob Hermann kößt, um 2194 fl. 58 Kr. an das darin errichtete Geschäft. Siegl.: Stadtmann Joh. Sigmund Hartlieb v. Walpurn; Zeugen: Daniel Hölchel, Spitalschreiber, und Cyprian Mayer, Kramer.

Johann Rupprecht und Frey scheinen aber ihr Handlungsgeschäft nicht lange betrieben zu haben; schon am 5. 5. 1716 übergeben sie es ihrem Vetter David Wächter (* 1660) des Rats zum Preis von 3300 fl.; doch sollen für ihrer Schwager und des Käufers Bruder Georg von wegen seiner Frau 500 fl. und der Vormundschaft der Schwestern und Schwägerinnen Euphemia, Sibylla und Felizitas ein Kapital von 1000 fl. darauf stehen bleiben. Des sind Gezeugen Elias Zeiter, Bader und Wundarzt, und Hans Jakob Abrell, Pergamenten. Siegl.: Stadtmann Joh. Georg Lupin.

Damit war endlich nach Jahrhunderte langem Wechsel eine gewisse Stetigkeit im Besitz eingetreten. Es blieb fortan bei der gleichen Familie und hieß darum kurzweg das Wächtersche Haus. Der Großhändler Johann Jakob von Wächter erst veräußerte es wieder 1845, und zwar an den Apotheker Julius Rehm, der darin die Elefantenapotheke errichtete. Von ihm ging diese auf Heinrich Frickhinger über, der das Neukere und Innere des einst so schlicht-ehrwürdigen Gebäudes trotz großer Kosten in wenig vorteilhafter Weise umgestalten ließ. Frickhingers Nachfolger waren Karl zum Tobel, Dr. Fritz Rauch und Karl Fischer.

Dass wir diese ziemlich ununterbrochene Inhaberreihe vorführen konnten, das danken wir der Sorgfalt der Wäch-

terschen Familie, die alle Hauskaufbriefe gewissenhaftest aufbewahrt hat. Frickhinger hat sie f. Z. dem Stadtarchiv überlassen und so konnten wir diesen Urkunden das meiste entnehmen von dem, was wir oben erzählt haben. Vielleicht gibt es manchem Leser eine Anregung nach solchen alten Hausbriefen zu suchen und sie dem Stadtarchiv wenn nicht zu schenken, so doch zum Zwecke von Auszügen für die Häusergeschichte unserer Stadt leihweise zu übergeben. Im Stadtarchiv sind sie am besten und sichersten für alle Zeit aufgehoben; sollte jemals — etwa zum Zweck eines Nachweises bei einem Rechtsstreit — das Bedürfnis entstehen, eine der dort einverleibten Urkunden nachzusehen, so stehen sie selbstverständlich jederzeit zur Verfügung. M.

Zur Familiengeschichte der Hainkel

Von Dr. F. Zoepfl (Memmingen).

In seinem Aufsatz über „Die Hainkel zu Memmingen“ (Memm. Gesch.-Bl. 1922, 30—35) verbreitet sich Dr. A. Westermann S. 34. auch über die Familie der Hainkel „mit der Hinkel“ Ich bin in der Lage, über diesen Zweig der Hainkel einige weitere Nachrichten beizubringen.¹⁾

Hans Hainkel, genannt Hofmeister, erscheint seit 1467, also seit dem Jahre, in welchem die Frundsberg die Herrschaft Mindelheim erwarben²⁾, in Diensten der Familie Frundsberg und zwar in der doppelten Eigenschaft als Herrschafts- und als Hausbeamter. Als Herrschaftsbeamter hatte er in den Jahren 1467 bis 1479 die Verwaltung der Hubgelber unter sich d. i. die Eintreibung der Grasgelber, Dienstgelber, Gültknechten, Gültkneier und anfangs auch der Korngülte. 1480 wechselte sein Pflichtenkreis; er übernahm das Pfleamt und verwaltete 1480 bis nachweislich 1507/8) die sogenannten „Beinliche“ d. i. die Einkünfte aus Freveln, Hauptrecht, Handlohn, Weglösung, Heiratserlaubnis u. a. Seit 1486 erscheint er auch als Frundsbergischer Vogt in der Stadt Mindelheim. In dieser Eigenschaft siegelt er von 1486 bis 1520 zahlreiche Urkunden des Stadtarchivs Mindelheim. Ab 1508 scheint er nur mehr Stadtvogt gewesen zu sein. Als solcher nimmt er beim großen Frundsbergjahrtag am 29. August 1513 teil. — Neben seiner Tätigkeit als Herrschaftsbeamter übte Hans Hainkel, wenigstens unter Ulrich von Frundsberg (+ 1501) und seiner Gemahlin Barbara (+ 1506), das Amt eines Frundsbergischen Haushofmeisters — davon sein stehender Beiname — aus und hatte als solcher die Obforge über den Privathaushalt der Frundsberg. Ueber seine Tätigkeit als Hofmeister erfahren wir einiges aus seiner Ausgabenberechnung, die er 1473 der Herrschaft vorlegt; demnach hatte er im Dienste der Herrschaft Auslagen gemacht „vmb vüch, zerung, botenlon, vmb wein an den Nedar und See, vmb vogel, den gebindten knechten, den tagwerkern, den Handwerksleuten“ usw. Als Jahreslohn bezog er in der Regel³⁾ 20 Gulden. Im übrigen scheint Hans Hainkel begütert gewesen zu sein. Einmal hatte er sogar seiner Herrschaft mit einem Darlehen von 700 Gulden ausgetoffen; Adam von Frundsberg bezahlte ihm 1516 dafür 35 Gulden Zins.

In den Frundsbergischen Rechnungen wird auch Hans Hainkels Schwester erwähnt; 1475 erhält Hainkel 20 Gulden Zins „von seiner Schwester wegen“. Diese Schwester scheint identisch zu sein mit jener Anna Hainklin, die 1518 und 1520 von den Frundsberg ein Leihgeding (9 Gulden) erhält.

In Diensten der Frundsberg treffen wir zwischen 1513 und 1517 auch einen Jorig Hainkel; er ist vermutlich ein Bruder des Hans und der Anna Hainkel. Da er beim

¹⁾ Sie sind entnommen den 2 Bänden Frundsbergischer Rechnungsbücher, die das Hauptstaatsarchiv München unter der Bezeichnung Ger. Lit. Mind. Nr. 60 und 61 verwahrt. Näheres über diese Quelle in meiner demnächst erscheinenden Abhandlung über „Die Hofhaltung der Frundsberg zu Beginn des 16. Jahrhunderts.“

²⁾ Das legt die Vermutung nahe, daß er schon in Diensten der Frundsberg, der Vorgänger der Frundsberg, stand.

³⁾ Einmal (1478) wird ihm das Dienstgeld für zwei Jahre in Höhe von 86 Pfd. 1 Schill. 3 Pfg. 1 Pl. ausbezahlt.

Frundsbergjahrtag 1513 unter den offiziellen Teilnehmern eigens erwähnt wird, dürfen wir annehmen, daß er eine bevorzugte Stellung innehatte. Näheres darüber erfahren wir aus den Rechnungen nicht. Wir hören nur, daß ihn Adam von Frundsberg einmal von Ulm aus nach Mindelheim schickt und zweimal von Mindelheim aus nach Memmingen um Gewürz.⁴⁾ Dann verliert sich seine Spur.

Von alten Bräuchen

(Schluß.)

Nur gegen die Kirchweihen und ihre Auswirkungen schritt man ein. Schon die Reichsstadt Memmingen suchte das zu häufige Festen bei diesen Anlässen einzuschränken. Darum wurde bereits am 26. 1. 1770 vom Stadtrat „der Schluß gemacht, daß hinfüro alle Kirchweihen der zur Stadt gehörigen 12 Dorfschaften an einem Tag zugleich, nämlich am Michaelistag sollten gehalten werden, um mehreren und öfter geschehenen Unfug zu verhindern“. Das erneuerte die bayerische Regierung (Reg.-Bl. 29. 10. 1806 S. 402), indem sie bestimmte, daß künftig in allen Pfarrkirchen das Kirchweihfest am gleichen Tage, nämlich am 3. Sonntag im Oktober sollte gefeiert werden. Gleichzeitig wurde geboten, die Festtage der sog. Land- und Bistumspatrone, also die der heil. Benno, Korbinian, Willibald, Wolfgang, Rupert, Ulrich und Afra als „unter die abgewürdigten Feiertage gehörig“ auf den folgenden Sonntag zu verlegen.

Dabei blieb es ein Vierteljahrhundert, bis am 12. 4. 1830 an die Diözesanpolizeibehörden des Oberdonaufreises für die Diözese Augsburg eine Regierungsentschließung (Intellig.-Bl. d. Obdfr. d. J. S. 459) erging folgenden Inhalts:

Nachdem S. Majestät vermöge allerhöchsten Reskripts v. 17. 11. vor. J. darauf bestehen, daß es den Gemeinden freigelassen sei ihre Kirchweihen am Einweihungstage zu halten, so hat man bischöflicherseits durch Rücksprache mit dem päpstlichen Stuhle alle Hindernisse . . . zu beseitigen gesucht. Wenn daher die Gemeinden bei den Pfarrämtern nachsuchen, daß ihre Kirchweihen an dem Einweihungstage, resp. althergebrachten Kirchweihstage mögen gefeiert werden, so haben die Herren Pfarrer den Gemeinden zu willfahren, die Ablässe zu verkünden und die sonst üblichen Geräusche anzuordnen. Nebenbei wird aber den Herrn Seelsorgern aufgetragen, daß sie in ihren Predigten und in andern auf die Kirchweih sich beziehenden Unterweisungen mit Ernst und Nachdruck, aber auch in Lieb und weisem Eifer dahin wirken, daß die Kirchweihfreuden in keine Unordnung und sinnlichen Ausschweifungen ausarten, sondern das Freudenfest im frommen, christlichen Sinne und mit dankbarem Herzen gegen Gott begangen werde nach der herrlichen Vorschrift des heil. Paulus (Phil. 4, 4): Freuet euch in dem Herrn immerdar und abermals sage ich: Freuet euch!“

Das Schließen bei Hochzeiten, Kirchweihen, Patrozinien usw. wird am 4. 8. 1804 (Reg.-Bl. S. 597) strengstens untersagt.

Zum Schluß noch etwas ganz Eigenartiges. Bei der Gedächtnisfeier d. h. wohl Auslernfeier der Papieremachungen war ein sog. Lehrbraten üblich. Zu diesem Festessen wurde der Lehrmeister und dessen ganze Familie, dann auch fremde Meister und Gesellen, sowie die Freundschaft des Lehrjungen eingeladen, „wobei durch anderthalb Tage nach einem vorgeschriebenen, ganz übertriebenen Küchenszettel auf Kosten der Eltern ohne mindeste Rücksicht auf öfters treffende unvermöglige Leute aufgestellt werden mußte“. Diesen „Unfug“ schaffte die schwäbische Landesdirektion in dem Verbotsjahr 1804 am 11. Zänner ab (a. a. O. S. 5). Dies wohl mit vollem Recht. M.

⁴⁾ Die Beziehungen der Frundsberg zu Memmingen waren überhaupt sehr rege und vielseitig. Sie bezogen von Memmingen viele Waren, standen aber auch bei verschiedenen Memminger Familien (Zwicker, Besserer, Böcklin usw.) im Schuldkonto. Dr. Cyriacus Weber war ihr Leibarzt. Mehreres in meiner A. 1 erwähnten Schrift.

Aus Arbeiten zur Geschichte von Stadt u. Landschaft

3. Dr. Wilhelm Eberle, Zur Siedelungsgeschichte der Mindelheimer Landschaft. Mindelheim 1922.

Ein niedliches, handliches Büchlein von 160 Seiten in schlichtem Gewande von dem Verfasser der uns wohlbekannten Schrift „Aus Regaus Vergangenheit“. Eberle ist sich wohl bewußt, daß er ein schwieriges Arbeitsfeld betritt, zu dessen Behauung lange Vorstudien nötig sind, ja das trotz solcher vielleicht nicht vollständig und erschöpfend behandelt werden kann. Gleichwohl glaubte er das Ergebnis seiner bisherigen Untersuchungen einstweilen veröffentlicht zu sollen. Und ich meine sagen zu dürfen, daß wohl jedermann, der für heimatkundliche Forschung Sinn hat, ihm dafür Dank wissen wird in der Erkenntnis der fleißigen, gewissenhaften und vorsichtig abwägenden Art, mit der er zu Werke geht.

Zu Grunde gelegt ist das ehemalige Mindelheimer Herrschaftsgebiet, das zwar hie und da ins Günztal herübergriff, aber im großen und ganzen sich mit dem Umfang des heutigen Amtsbezirks Mindelheim deckt. Nach einem kurzen Ueberblick über die Landschaft, die ihre Form in der Hauptsache den Gewässern der Eiszeit — nicht der Meeresfluten — verdankt, welche gewaltige Schottermassen teils als Decke über, teils als Terrassen zwischen der ausgeschwemmten tertiären Unterlage vom Gebirge herab aufgeschüttet haben, verfolgt er die menschlichen Niederlassungen in 3 Abschnitten: Ursiedelungen auf vordeutscher Grundlage, Ursiedelungen deutschen Ursprungs und Rodungsorte. Eine Anzahl von Grabhügeln mit Funden zeigt, daß mindestens schon in der Hallstattzeit Menschen dort gelebt, wenn auch wohl nur spärlich. Stärkere Spuren finden sich aus der Zeit der keltischen Mindelizier, die den größeren Flüssen wie der Günz, der Mindel, der Wertach, in gewissem Sinn mittelbar sogar dem Gau — „Duria“ — die Namen gegeben haben. Aus den Jahrhunderten der Römerherrschaft ist natürlich auch manches hängen geblieben, da ja die Straße von Rempten nach Augsburg daran hinführte. Für eine Verlegung von Rostrum Nemaviae auf den Goldberg bei Türheim ist freilich bis jetzt kein Beweis zu erbringen, so wenig wie für eine Zweigstraße Großried—Altensteig—Mindelheim—Straßberg (bei Breitenbrunn). Weder der Name Altensteig, der sich wohl nur auf den Anstieg nach Dorfschäufen bezieht, noch der ganz jungen Einöde Straßberg (die mir mit dem Dorf Straßberg verwechselt zu sein scheint) berechtigen dazu ohne weitere Anhaltspunkte. Und eine wö. Querstraße darf wohl vorausgesetzt werden, aber nicht da, wo sie E. vermutet. Wenn die Römer auch im allgemeinen den geraden Weg liebten, so unpraktisch waren sie doch nicht, daß sie sich als Uebergang vom Günz ins Kammlachtal ausgerechnet die höchste Erhebung, den Knaus, ausgesucht und von da womöglich noch einen Absteher auf die durch ein Tal getrennte noch höhere Kuppe (Hohenfirs mit der Alten Stadt) gemacht hätten. In Wirklichkeit führte eine alte Verkehrsstraße gerade wie jetzt die Eisenbahn durch den genannten Einschnitt durch, für die der „Zoll“ nahe bei dem — nicht erwähnten — Ort Laubers war. Die jetzige Straße über Dankelsried ist 1774 gebaut worden. Auch auf die „Alte Stadt“ selbst möchte ich kein so großes Gewicht legen. Ich habe selbst s. Z., als ich erstmals auf sie stieß, etwas besonders Beachtenswertes dahinter vermutet, habe jedoch den Gedanken daran wieder aufgegeben. Der hohe Firs überragt mit seinen 709 Metern die Umgebung zwar weithin, war aber kaum je die Stätte einer römischen Befestigung. Und gegen wen hätte sich die „Verteidigungslinie“ Alte Stadt — Versunkenes Schloß richten sollen? Die Beschreibung von 1616 weist m. E. viel eher auf eine frühmittelalterliche Burg. Die Höhe war seit alter Zeit auch zugleich Grenzmark. Bei Baisweil sind ja römische Reste, am Weilbach nicht; gleichwohl gehört auch das letztere höchst wahrscheinlich zum lateinischen villa, nimmermehr aber zum deutschen Stamm „weilen“. Wforzen hat mit portus freilich kaum einen Zusammenhang, eher mit portus (Hafenanlage); das „welsche ffordb“ müßte überhaupt erst erwiesen werden. Dirslewang ist ungeachtet der römischen

Bodenfunde ein echt schwäbischer Ort von Anfang an, und zwar durchaus nicht so gar alt; denn es ist, wenn auch nicht an einem dünnen, so doch an einem dornigen (durnin) Wiesland entstanden.

Unter den „Ursiedelungen“ sind m. E. Orte wie Bronnen, Breitenbrunn, Auerbach, Grobfried u. a. im Alter überschätzt, wie denn die als Behelfe für die Beurteilung des Alters eines Orts recht wohl verwendbaren Kirchenheiligen ohne andere Stützen leicht irreführen können. Orte wie Schöneegg, Schöneschach (mitten im Wald auf Hochfeld!), Wolfswang, Dargberg, Kirchstetten (vor 150 Jahren noch Ruhestätten geschrieben, also nicht zu Kirche), Hierbach, Derschhausen u. a. tragen, wie ich meinen möchte, nach allem, was an und in ihnen ist, den Stempel viel jüngerer Entstehung. Die eigentlichen Deckenschotterplatten waren nach meiner Erfahrung noch lange über die Einwanderungszeit der Alamannen unserer Gegend hinaus nicht bewaldet und lichtet sich erst verhältnismäßig spät nach und nach. In dieser Periode des Ausbaus darf man dann auch nicht nach Volksnamen suchen, die für eine Verpflanzung oder Umsiedelung nicht mehr in Betracht kommen können wie nach Hessen in Raxbrie, Raxenhirn und -steig. So zweifelhaft das „Rax“ in Ortsnamen oft erscheinen mag, in den Raxensteigen ist klar: Steiler Steig, der gewissermaßen die Kletterkunst einer Raxe erfordert; und die andern beiden sind Sümpfe (Bruch und Hürn), wo sich Wildfahen aufhalten. Warum denn in die Ferne bis zu den Chatten schweifen? In einem Fall muß ich sogar gegen mich selbst Stellung nehmen. Vor etwa 25 Jahren habe ich einen Aufsatz geschrieben, der teilweise einen erzieherischen Zweck verfolgte und nachzuweisen versuchte, daß man viel öfter, als es damals geschah, in Ortsnamen Personenbezeichnungen finden sollte. Unter den Beispielen befand sich auch die Mindel und Mindelheim, worin ein Mundilo stehen konnte. Ich bin längst davon abgekommen und hab's schon oft bereut. Und nun habe ich leider E. verführt, sich auf mich zu berufen (S. 92).

Die abgegangenen und noch bestehenden Rodungsorte, die auf ried = Rodung endigen, sind 20 an der Zahl; sie liegen oder lagen alle so, daß man ihre aus dem Wald herausgeschnittene Flurmark noch gut erkennen kann. Nur Helsenried liegt im Tal, aber am Fuß der jetzt noch bewaldeten Kuppe, die die Helsenburg trägt. Aber auch das Duzend anders benannter trägt Namen, die die Anlage im Waldgebiet meist umschwer erkennen lassen, wie Lichtenau, Mönchs- und Fürbuch, Baumgärtl, Erlens- und Lerchenberg. Bei Sachsenried hat die übliche Nennung j'Sachsenried zu der bemerkenswerten Verballhornung Ahsenried geführt. Da man Schweine gern in den Wald trieb, besonders soweit er mit Eichen bestanden war, sind in oder an solchen nicht selten Wäldchen für Schweine (Sulagen genannt), weshalb der schmale Höhenzug so von Stetten Saulengrain (aus Sulagrün) heißt, falls die Schreibung des Dorfes daran v. J. 1467 richtig ist (vgl. Ebersol und Salchen). Uebrigens ist der Weiler Grabus bei Widenegg, über dessen Zollstätte 1510 ein Streit zwischen Mindelheim und Memmingen entstand. Zu gleicher Zeit erscheint Grabus als Geschlechtsname eines Ottobeurer Bürgers, wohl ein Beweis, daß der Weiler durch Umsiedelung von Ottobeuren entstanden ist.

Ich habe mich mit Eberles begrüßenswertem Büchlein etwas eingehender beschäftigt in der Hoffnung, daß der Leser dadurch eine genauere Vorstellung gewinnt von den Fragen, die darin erörtert werden, und sich so eher anregen läßt es zu erwerben.

4. Dr. Otto Merkt, Neuere Allgäuer Literatur VIII. Folge. Nr. 995—1457. 5998. v. Histor. Verein Allgäu. Kempten 1923.

Daß die gewissenhaftest angelegte Sammlung aller Druckwerke von Allgäuern und über das Allgäu eine sehr erfreuliche und dankenswerte Erscheinung ist, wurde hier schon öfters hervorgehoben. Und daß trotz aller Peinlichkeit eine Vollständigkeit für einen einzelnen Sammler

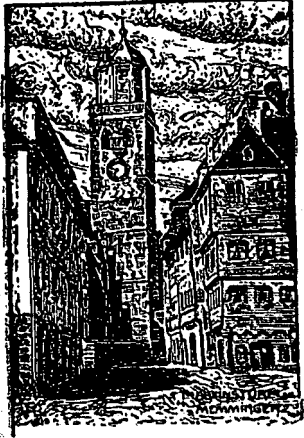
kaum zu erreichen ist, erscheint beinahe selbstverständlich und der Verfasser gibt es im Vorwort auch ohne weiteres zu. Vom Unterland fehlt denn auch ziemlich viel. Ich hätte ihn gerne eine Anzahl Hinweise auf einschlägige Schriften und Abhandlungen zur Verfügung gestellt, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß nach verhältnismäßig so kurzer Zeit schon eine neue Folge herauskommt. So muß eben das Fehlende für das nächste Mal vorgemerkt werden.

Die kritischen Bemerkungen sind diesmal recht sparsam eingespreut. Ueber einzelnes, das man nicht selbst zur Hand hat, aber haben möchte, vermißt man zuweilen ungern eine knappe Angabe. Auch Warnungen zu vorläufigem Gebrauch wären hier und da am Platze, wie z. B. bei 1158. Dr. Mehli's Rätia und Bindeleia bei Ptolemäus, wo in der Inhaltsangabe sogar noch einige ganz irreführende Verstöße unterlaufen sind (Abuciacum = Füßen!).

Andererseits ist m. E. der Begriff „Literatur“ etwas gar zu weit aufgefaßt. Trotzdem das Wort von litterae herkommt, ist doch nicht alles, was aus solchen besteht, Literatur. Kleine Reklameschriften von Sommerfrisch-orten oder gar (Nr. 1009) Allgäuer Reklamemarken für Edelweiß-Camembert verdienen, so gut der Käse auch sein mag, kaum in ein Verzeichnis der Literatur eingereiht zu werden, selbst wenn man einzuräumen bereit ist, daß es besser sei zu viel als zu wenig zu bringen. Da der Verfasser den größten Teil der Druckkosten selber bezahlt, rächt sich eine gewisse behagliche Breite an ihm selbst. So wenn unter Nr. 1379 bei einer Anzahl von Abhandlungen der gleichen Periode auf einer Seite 15mal Dr. Alfred Laumann, München gedruckt erscheint. Da wäre es wohl überhaupt besser die Geisteserzeugnisse eines und desselben Verfassers unter seinem Namen zusammenzufassen, wie es ja z. B. auch bei Wanner (1406ff.) und Jörn (1447ff.) geschehen ist. Wenn man etwas sucht, wird man bei der für Aufsätze in Zeitschriften gewählten Einreichung schwerlich sich zurecht finden. Wenn ich etwa von dem Feulner'schen Aufsatz über Fischers Grundrisse der Ottobeurer Klosterkirche gehört habe und wissen will, wo ich diesen einsehen könnte, werde ich je nachdem entweder unter Feulner oder Fischer oder: Ottobeuren nachsehen, nie aber unter „Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst“. Wenn dabei die Namen der Zeitschriften getürzt würden, bedeutete das eine wesentliche Ersparnis an Raum. Dagegen wäre es in unserer Zeit des Absterbens von Tageszeitungen vielleicht angebracht die jeweils erschienenen Jahrgänge kurz aufzunehmen. M.

Geschenke an das Museum usw. 1922/23.

- Herr Hail jun.: 1 Bild in Rötel, Pfeifenkopf.
„ Zettler, Theinseberg: Bilder von Lachen und Theinseberg.
„ Obersekr. G. Buch, Neu-Allm: Nachtrag zu Karrers Tagebuch 1796.
„ A. Gähle, Agent: Hausbriefe.
„ Adolf Jörn: Hausbriefe.
„ Gymn.-Lehrer a. D. Jacobi (Kempten): Druckfachen aus Memmingen. Offizierspatent eines Memmingers v. 1816. Druckplatte.
Herr Max Eggart: Hochzeitsgedicht v. 1841 auf Seide.
„ H. Reuter, Schmied: Bild eines Kardinals.
„ Dr. M. Offner, Günzburg: Gedichte von Caspich.
„ E. Mayr: Silberbeschlagenes Messer.
„ Gg. Apin: 2 Bilder der Trendelmühle.
„ Rheined, Kammacher: Alte Memminger Zeitung.
„ Direkt. Münchmayer: Rheinedermemnerungen.
„ Groll, Postinspektor: Geweih eines diluvialen Edelhirsches.
„ Richter, Eichmeister: Ottobeurer Druck des 18. Jahrh.
„ Slopitz, Bankrat: 2 Dreimarkstücke aus Aluminium.
Hr. Reim: Verfassung von 1849. Preisliste von 1817 von Cl. Rheined.
Frau Priv. Kerler: Schrift über Sandmalerei, etliche Bilder u. a.
Es wird hiemit nochmals bestens für die Gaben gedankt. M.



September 1923

9. Jahrgang: Nr. 3

Memminger Geschichts-Blätter

Zwanglos erscheinende Mitteilungen des Memminger Altertumsvereins
Druck der Verlags- und Druckereigenossenschaft Memmingen e. G. m. b. H.

Inhalt: Dr. Sel. Oberborbeck, Christ. Rheined. Beitrag zur Musikgeschichte Schwabens.

Christoph Rheined

Ein Beitrag zur Musikgeschichte Schwabens im 18. Jahrh.

Von Dr. Selig Oberborbeck in Essen

Vorwort.

Der Musikgeschichte Schwabens ist von der Forschung bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Die bisher erschienenen einschlägigen Arbeiten berücksichtigen in erster Linie die Musikpflege an den fürstlichen Höfen und Residenzen.¹⁾ H. Albert beklagte sich auf dem 3. Internationalen Kongress in Wien schon darüber, daß Württemberg selbst seiner musikalischen Vergangenheit so wenig Interesse entgegenbringe.²⁾ Wenn es sich hier um ein musikgeschichtlich wenig hervortretendes Land handelte, so wäre es selbstverständlich. Da aber Württemberg auf eine reiche musikalische Vergangenheit zurückblickt, so ist eine eingehende Altemarbeit nötig, um die württembergische Musikgeschichte von höherer geschichtlicher Warte aus betrachten zu können. Ueber die musikalische Entwicklung der schwäbischen Reichsstädte sind wir bislang am wenigsten unterrichtet. Die meiste Beachtung hat Augsburg gefunden, dessen Musikpflege zu Beginn des 17. Jahrhunderts eingehend von Theodor Kroyer³⁾ und Adolf Sandberger⁴⁾ dargestellt wurde. Ueber Ulms Musikgeschichte im 17. Jahrhundert handelte Blesinger⁵⁾, während das 18. Jahrhundert bei keiner der beiden Städte berücksichtigt wurde.

Schwabens reger Anteil an der Entwicklung und Pflege des deutschen Liedes im 18. Jahrhundert hat dann mehrere Untersuchungen über die Hauptmeister des schwäbischen Liedes gereizt: L. Landschöff schrieb die Biographie Joh. Rud. Zumsteegs⁶⁾; der zweite Teil der Arbeit, die Würdigung der Werke, steht freilich immer noch aus. Von Ernst Holzer stammt eine ausgezeichnete Arbeit über „Schubart als Musiker“⁷⁾, nachdem als Vorstudien dazu 1900 eine „Schubartiana“, 1902 „Schubartstudien“ vorausgegangen waren. Holzer bringt darin manchen wertvollen Beitrag zur allgemeinen Musikgeschichte Schwabens, ferner Ergän-

zungen und Berichtigungen zu Friedländers „deutschem Lied im 18. Jahrhundert“.

Es lag nahe auch den dritten Hauptvertreter des schwäbischen Liedes⁸⁾, Christoph Rheined, einer näheren Untersuchung zu unterziehen. Diesen Plan hatte auch schon E. Holzer. Er hielt 1905 in Ulm einen Vortrag über Rheined⁹⁾; in seiner Schubartbiographie verspricht er sich noch näher über Rheined zu äußern.¹⁰⁾ Sein Tod hat diesen Plan vereitelt. — Rheined war zu Lebzeiten eine schwäbische Berühmtheit. Nach seinem Tode wurde er bald vergessen, und erst am Ende des 19. Jahrhunderts wurde man wieder auf ihn aufmerksam. Es ist das Verdienst Hermann Alberts, zuerst wieder auf den schwäbischen Gastwirt und Liederkomponisten hingewiesen zu haben. Albert veröffentlichte im „Schwäbischen Merkur“ vom 7. Mai 1898 einen kurzen Aufsatz über Rheined.¹¹⁾ Friedländer erwähnte Rheined dann mit offenkundiger Sympathie,¹²⁾ und veröffentlichte zwei seiner Lieder: „Der Knabe an ein Weibchen“ und „Lied hinter dem Ofen zu singen“. Damit waren Grundlagen zu weiterer kritischer Würdigung gegeben. Reikmann¹³⁾, Lindner¹⁴⁾ und Schneider¹⁵⁾ hatten die Schwaben überhaupt nicht in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen; erst Krehschmar¹⁶⁾ wandte der Liedproduktion des deutschen Südbavens größere Aufmerksamkeit zu. Im Gegensatz zu Friedländer findet Rheined jedoch bei ihm nicht viel Gnade: Rheined kann nach seinem Urteil „nur dazu dienen die Ursprünglichkeit und den Reichtum Schubarts deutlicher zu machen.“¹⁷⁾ Durch Friedländer und Krehschmars Ausführungen ist Rheined wieder bekannter geworden. Jolizza bringt in seiner „Geschichte des Liedes“¹⁸⁾ das Lied „Der Knabe an ein Weibchen“, während das „Lied hinter dem Ofen zu singen“ von H. J. Moser¹⁹⁾ wieder der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurde.

⁸⁾ Friedländer nennt Schubart, Zumsteeg und Rheined die wichtigsten Vertreter des süddeutschen Liedes.

⁹⁾ Das Manuskript des Vortrages befindet sich im Schwäbischen Schillermuseum in Marbach. Ueber den Inhalt berichtete R. Schwaiger im Ulmer Tageblatt vom 30. September 1905.

¹⁰⁾ S. 104.

¹¹⁾ Dieser war ein Auszug eines Referats für Friedländers Seminar.

¹²⁾ „Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert“ I. Bd. S. 252 und sonst.

¹³⁾ „Das deutsche Lied in seiner historischen Entwicklung“ 1861.

¹⁴⁾ „Geschichte des deutschen Liedes im 18. Jahrhundert“ 1871.

¹⁵⁾ „Das musikalische Lied in geschichtlicher Entwicklung“ 1863—67.

¹⁶⁾ „Geschichte des deutschen Liedes“ I. Bd. 1910 S. 322 bis 338.

¹⁷⁾ Ebenda S. 328.

¹⁸⁾ 1910 S. 309.

¹⁹⁾ „Alle Meister des deutschen Liedes“. S. 42 Edition Peters.

¹⁾ Es kommen in Betracht: Sittard „Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe“, 2 Bde. 1890—91; überholt durch G. Bossert „Geschichte der Stuttgarter Hofkapelle“ (Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. 1898, 1900, 1900—12, 1916). Hermann Albert „Die dramatische Musik am Hofe Karl Eugens von Württemberg“, 1905. Schiedermaier „Die Blütezeit der Dettingen-Wallersteinschen Hofkapelle“ SIMG 1913. A. Einstele „Italienische Musiker am Hofe der Neuburger Wittelsbacher“, SIMG 1908.

²⁾ Bericht des 3. Kongresses der IMG zu Wien. 1907 S. 186.

³⁾ Denkmäler der Tonkunst in Bayern. Bd. X, I. S. XXII—XCV.

⁴⁾ Ebenda Bd. V S. XLV—LXXVII.

⁵⁾ Studien zur Ulmer Musikgeschichte im 17. Jahrhundert. Ulm 1914.

⁶⁾ Berlin 1902.

⁷⁾ Ulm 1905.

Auch in Martin Bernhards „Heitere Lieder aus der Zopfzeit“ ist Rheineck vertreten.²⁰⁾

Ueber Rheinecks Leben war bisher wenig bekannt. Albert und Friedländer fußen auf Gerbers Lexikon und der Biographie, die die „Musikalische Correspondenz“ 1790 über ihn brachte. Beide kannten nicht einmal das Todesjahr. Eine genaue Untersuchung von Rheinecks Lebensgang führte von selbst zur Untersuchung der Musikverhältnisse seiner Heimat, der Reichsstadt Memmingen. Meine Aufgabe war daher eine doppelte: Erstens eine Darstellung der Musikgeschichte Memmingens, die bisher überhaupt nicht berücksichtigt worden ist, soweit sie für die Zeit Rheinecks in Betracht kommt, und im Zusammenhang damit einen kurzen Ueberblick über die Musikgeschichte Schwabens im 18. Jahrhundert überhaupt zu geben, zweitens Christoph Rheinecks Leben und Werke zu behandeln.

Ueber die Musikgeschichte Memmingens, in der neben der Kantorei und dem Collegium musicum auch im 18. Jahrhundert die Meisterfinger noch wirksam sind, unterrichten die Urkunden des Stadtarchivs, unter ihnen besonders die Ratsprotokolle und -erlasse, ferner die Chroniken, unter denen eine Handschrift: die „Stadthauptmann von Seylers Chronik der Stadt Memmingen“ die wichtigste Quelle ist; ferner Ehrharts „Geschichtliche Beschreibung der protestantischen Hauptpfarrkirche zu St. Martin“ und deren Anhang, der wichtige und zuverlässige Statistiken bietet. Unter neueren Darstellungen waren heranzuziehen: F. Behrend „Die Meisterfinger zu Memmingen“,²¹⁾ der aber für das 18. Jahrhundert wenig bietet; für den Ausgang der Meisterfinger kommt als wichtigste Quelle J. F. Ventners Bericht im „Morgenblatt für gebildete Stände“ 1852 in Betracht. Für die Gesamtgeschichte und Orientierung bot Miedels „Führer durch Memmingen“, das Muster eines wissenschaftlichen Führers, die nötige Stütze.

Von Christoph Rheineck erschien schon zu seinen Lebzeiten eine Biographie: J. A. Weber gab 1790 in der „Musikalischen Correspondenz“, Speyer, einen kurzen Lebensabriß. Durch seine Beiträge in der Speyerischen Blumenlese und diese Biographie wurde Rheineck weiteren Kreisen bekannt. Gerber widmete ihm in seinem Lexikon²²⁾ einen ausführlichen Artikel, der auch Rheinecks Schaffen lobend hervorhebt. Die ausführlichste Darstellung seines Lebens und seiner Persönlichkeit gab dann 1811 Benedikt Schelhorn in seinen „Lebensbeschreibungen einiger des Andenkens würdiger Männer von Memmingen“. Diese Biographie fußt auf Gerber, von dem manche Wendungen wörtlich übernommen sind. Schelhorns Bericht ist panegyrisch gehalten und in seinen Einzelheiten mit Vorsicht aufzunehmen. Ueber die Wanderjahre Rheinecks ist Schelhorn schlecht unterrichtet. Trotzdem ist er der wichtigste Gewährsmann, besonders für die Beurteilung von Rheinecks Persönlichkeit. Wichtige Einzelheiten über Rheinecks Leben bietet Seylers Chronik und Ehrharts schon erwähnter Anhang zur geschichtlichen Beschreibung der Martinskirche. Von auswärtigen Berichterstattem kommt neben Weber nur Schubart mit seinen Briefen, den „Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst“²³⁾, seiner Autobiographie²⁴⁾ und seiner Chronik²⁵⁾ in Betracht. Er war selbst mit Rheineck befreundet. Ueber Rheinecks Aufenthalt im Ausland sind wir auf die Biographie angewiesen. Aus St. Gallen, Paris und Lyon, wo sich Rheineck in diesen Jahren vorwiegend aufhielt, war fast nichts zu erfahren.²⁶⁾ Aus späterer Zeit ist

als authentische Quelle noch Schillings Encyclopädie²⁷⁾ anzuführen. Die übrigen Lexikographen fußen auf Gerber. Nur Sipowski²⁸⁾ bringt einige ergänzende Nachrichten. Erst Riemanns Lexikon teilt Rheinecks genaues Todesdatum mit.

Rheinecks Werke sind von der Kritik der Zeit fast schweigend übergangen worden; nur Forkel²⁹⁾, Cramer³⁰⁾ und Schubart³¹⁾ bringen Berichte darüber. Sämtliche erhaltenen Lieder Rheinecks sind in gedruckten Sammlungen vorhanden. Die von Götner angeführte 6. Liederammlung ist heute verloren. Die übrigen gedruckten Sammlungen waren mir von der Berliner Staatsbibliothek, der Stadtbibliothek Memmingen, der Stadtbibliothek Leipzig und der Landesbibliothek Dresden zugänglich. Einzelne Lieder (die schon in den gedruckten Sammlungen enthalten sind) befinden sich noch in handschriftlichen Liederansammlungen der Berliner Staatsbibliothek, die mir auch die drei erhaltenen handschriftlichen Klavierkonzerte und drei Sonaten für Klavier zu vier Händen zur Verfügung stellte. Eine Messe in geschriebenen Stimmen, die ich ebenfalls benutzen konnte, befindet sich in der Fürstlich-Wallersteinschen Bibliothek zu München bei Nördlingen in Bayern. Eines der in der Böhlerschen Blumenlese veröffentlichten Klavierstücke fand sich auch in einer handschriftlichen Sammlung der Fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen. Das Textbuch zur Passionskantate „Der Todesgang Jesu“ liegt auf der Stuttgarter Landesbibliothek. Die Partitur sowie die Partitur der Rheineckschen Opern sind verloren. Das Textbuch zu seiner Oper „Le nouveau Pygmalion“ besitzt die Stadtbibliothek zu Lyon.³²⁾ Gern hätte ich Näheres von der einzigen erhaltenen schriftlichen Aeußerung Rheinecks in der Schaffhauser Zeitung der Jahre vor 1790 berichtet. In Deutschland ist sie jedoch nirgendwo zugänglich.

Von Rheinecks Librettisten Christoph Städele enthält Armbrusters „Schwäbisches Museum“³³⁾ eine Selbstbiographie des Dichters, auf der Gradmanns Lebensbeschreibung in seiner Schrift „Gelehrtes Schwaben“³⁴⁾ fußt. Einzelne Notizen über Städele bringen Meusels „Gelehrtes Deutschland“³⁵⁾ und die Memminger Chroniken, vor allem Seylers Chronik.³⁶⁾

Ueber die Familie Rheineck konnte ich das meiste den Sammlungen der Memminger Stadtbibliothek entnehmen, deren Leiter Dr. Miedel mir auch alle seine Notizen, die Rheineck betreffen, freundlichst zur Verfügung stellte. Ferner verdanke ich ihm die genauere Uebersicht des Rheineckschen Stammbaumes³⁷⁾ nach den Kirchenbüchern, eine große Zahl sehr wertvoller Mitteilungen, Auszüge aus Chroniken³⁸⁾ und Abschriften von Urkunden, die ich nicht selbst einsehen konnte. Nur durch seine stete Hilfsbereitschaft und dauernde Unterstützung war es unter den heutigen widrigen Verhältnissen möglich, die vorliegende Arbeit zu Ende zu führen. Für seine unermüdete Förderung bin ich ihm zu tiefem Dank verpflichtet. — Dank schulde ich ferner der freundlichen Hilfsbereitschaft der Herren Hugo Maier in Memmingen, Leon Ballas in Lyon, dem Konservator des Kölner Musikhistorischen Museums, Herrn Georg Rinsch, der mir jederzeit Zutritt zu der reichhaltigen Bibliothek des Museums gewährte, ferner Herrn Dr. Max Unger in Leipzig, den Vorständen der auswärtigen Bibliotheken, die mir für längere Zeit ihre Handschriften und Drucke zur Ver-

²⁷⁾ „Encyclopädie der gesamten musikalischen Wissenschaften“. 2. Auflage 1840—42. V. Bd. S. 717.

²⁸⁾ „Bayrisches Musiklexikon“ München 1811.

²⁹⁾ „Musikalischer Almanach“ 1783 S. 11.

³⁰⁾ „Magazin der Musik“ 1783 S. 11.

³¹⁾ Vaterlandschronik 1790 S. 136.

³²⁾ Mitteilung des Herrn Leon Ballas in Lyon.

³³⁾ 1. Band S. 296 ff.

³⁴⁾ Buchstabe S. 1802.

³⁵⁾ Band VII, X.

³⁶⁾ Band II und III.

³⁷⁾ Ein Stammbaum aus dem 19. Jahrhundert war vorhanden.

³⁸⁾ Die wichtige Seyler-Chronik konnte ich eine Zeitlang benutzen. Kirchenbücher, Tauf- und Totenregister konnte ich bei meinem Aufenthalt in Memmingen selbst einsehen.

²⁰⁾ Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Ullmann in Berlin.

²¹⁾ Mitteilungen für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben 1910.

²²⁾ 1792. II. Bd. S. 275 f.

²³⁾ Herausgegeben von Ludwig Schubart 1805.

²⁴⁾ Chr. F. D. Schubarts „Leben und Gesinnungen“, herausgegeben von seinem Sohne Ludwig Schubart.

²⁵⁾ Deutsche Chronik. Augsburg und Ulm 1774—1777. Vaterlandschronik Stuttgart 1787—81.

²⁶⁾ Einige Einzelheiten über den Aufenthalt in Lyon verdanke ich Herrn Leon Ballas in Lyon. Alle übrigen Anfragen nach Frankreich blieben ohne Antwort.

fügung stellten, besonders dem Vorstand der Musikabteilung der Berliner Staatsbibliothek, dem Stadtrat Memmingen und der Fürstlichen Bibliothek zu Mählingen. Vor allem aber spreche ich Herrn Professor Dr. Schiebermaier in Bonn für die stete Anregung und Förderung bei meiner Arbeit meinen wärmsten Dank aus. Die Arbeit entstand im Musikhistorischen Institut der Universität Bonn.

1. Rheineds Leben.

Die Familie.

Der Name Rheined, der sich im 18. Jahrhundert in verschiedener Schreibweise findet, (Reinegg, Reinegg, Reineck, Reineck, am meisten Rheineck und Rheined) ist ursprünglich ein Ortsname, der die Stelle bezeichnet, wo der Rhein in den Bodensee einfließt. Dort liegt oberhalb der „Rheinspitz“ der Ort Rheined, der durch die Geröllablagerungen des Alpenflusses immer mehr ins Land hinein verschoben wurde.¹⁾ Von diesem Ortsnamen leitet sich der Familienname der Rheineds her. Nicht weit von diesem Bodenseeort in dem alten schwäbischen Reichstädtchen Ravensburg finden sich zuerst ihre Spuren. Von Ravensburg ging eine alte Kaufmannsstraße um den Bodensee über Bregenz-Rheined nach Oberitalien. 1439 wurde ein „Rheinegg“ Bürger der Stadt Ravensburg.²⁾ Erst im 17. Jahrhundert kamen Angehörige der Familie nach Memmingen. Hier lassen sich von jetzt ab ihre Spuren besser verfolgen. Der erste, dem wir begegnen, ist ein Bäcker Christoph Rheined, der im Jahre 1645 heiratete. Von seinem Sohne Christoph sind noch Urkunden erhalten.³⁾ Dieser heiratete 1673 und hinterließ bei seinem Tode (1688?) zwei Söhne, Christoph und Johann Caspar.⁴⁾ Christoph war der erste Kupferschmied, und von nun an bleibt der Beruf Tradition. In jeder Generation wird wenigstens einer Kupferschmied. Auch wird uns jetzt von eifriger Musikpflege bei einzelnen Vertretern der Familie berichtet. Der zuletzt erwähnte Christoph war unseres Rheineds Großvater. Von ihm ist uns keine Nachricht über eine musikalische Tätigkeit erhalten. Zwei seiner Söhne wurden ebenfalls Kupferschmiede: Christoph (der Name findet sich in jeder Generation) und Abraham, der ein tüchtiger Musiker war. Im Totenregister steht hinter seinem Namen: „Er war ein Kupferschmied und ein sehr geschickter Musiker. Als Geselle hat er sehr große Reisen gemacht.“⁵⁾ Er war geboren am 14. Mai 1704 und heiratete mit 26 Jahren Maria Sabina Leeb (1711–1769), die die Mutter Christophs wurde. Wenige Monate nach ihrem Tode heiratete Abraham noch einmal; seine zweite Frau war Magdalena Brey, geborene Zeiter. Abraham war ein sehr religiöser, pflichteifriger Handwerker, der auf die Erziehung seiner Kinder viel Sorgfalt und Mühe verwandte. Schon früh gehörte er dem Collegium musicum an, wo er als „Musicus“ eifrig tätig war. Bei der Gründungsfeier 1755 befand er sich auch bei den 15 Musici, die die Instrumentalmusik bestritten.

Seine Liebe zur Musik ging auf alle seine Söhne über. Die beiden ältesten, Johannes (später „Opérateur“) und Georg Wilhelm befanden sich 1755 mit ihm als Musiker im Collegium musicum. Den fünften Teil aller Instrumentalisten stellte also die Familie Rheined.⁶⁾ Bei der Beerdigung

¹⁾ Außerdem gab es einen Flecken des Namens im Württembergischen und eine Burg, die unweit Niederbreisig am Mittelrhein (Koblenz) liegt.

²⁾ J. Hafner „Geschichte der Stadt Ravensburg“ 1837 S. 323.

³⁾ Urkunde vom 28. Februar 1656: „Georg Megeler transportiert dem Christoph Rheined diejenigen 100 fl., so ihm sein Vater Christian Megeler schuldig gewesen. Daran bezahlt ihm gedachter Rheined 40 fl. baar und die andern 40 fl., indem er ihm überhaupt nicht mehr als 80 fl. in Allem bezahlt, auf Ostern Anno 57“ (Memminger Stadtarchiv 24. Bl. 324 Ranzleiprotokoll.)

⁴⁾ Memminger Stadtarchiv 20. 25. Bl. 254.

⁵⁾ Totenregister von St. Martin v. 1. März 1776. Auch sein Bruder Georg Friedrich war zur Erlernung des Schlosserhandwerks neun Jahre in der Fremde gewesen. (Reg. 13,6 St. Martin.)

⁶⁾ Seylers Chronik Band II 17. Oktober 1755.

gung des Hauptmanns von Lupin 1781 bliesen Johannes, Georg Wilhelm und Abraham den Trauerchoral.⁷⁾

1782 wird ausdrücklich hervorgehoben, daß Georg Wilhelm und Abraham zu den Stadtmusikanten gehören. Daß sie unter diesen besonders angesehen waren, geht daraus hervor, daß ihre Namen allein genannt werden.⁸⁾ Georg Wilhelm wurde 1778 Geschworener der Schmiedezunft,⁹⁾ 1784 Zinnhauer.¹⁰⁾ 1798 wurde er zum „Vater der hl. Kapelle“ erwählt.¹¹⁾ Er hinterließ seinen Söhnen ein beträchtliches Vermögen.¹²⁾

Sein jüngerer Bruder Abraham, ebenfalls Kupferschmied, (geb. 21. Juli 1746) war ein frohsinniger und geistreicher Mann, ein echter Rheined. In dem auf ihn verfaßten Leichenfahnen¹³⁾ wird seine Gabe des Witzes und der Satire hervorgehoben. Dann fährt der Verfasser fort:

„Musik und gut Gewerbe
War Deines Hauses Erbe.“

Daß er aber „den Becher nie vergaß“ und sich

„— beim Freudenmahle
den größten der Pokale“¹⁴⁾

aussuchte, unterschied ihn von seinem Bruder Christoph. Er starb am 27. Dezember als Obermeister und Geschworener der Schmiedezunft im 72. Lebensjahre an Unterleibsentzündung.¹⁵⁾ Sein letzter, jetzt noch lebender Nachkomme ist Karl Friedrich Rheined (geboren am 18. Januar 1856) in Memmingen.

Sein Bruder Christoph, den ich hier übergehen kann, hatte sieben Kinder, von denen nur zwei am Leben blieben: seine Söhne Karl und Klemens. Karls Sohn Eduard (gestorben 1872) war der letzte männliche Nachkomme Christophs.

Länger erhielt sich der Zweig seines Bruders Georg Wilhelm. Sein ältester Sohn Philipp Jakob wurde wie er Kupferschmied. Nebenher betrieb er berufsmäßig die Musik.¹⁶⁾ Sein Meisterstück, mehrere kupferne Kessel, befinden sich noch im Memminger Stadtmuseum.¹⁷⁾

Georg Wilhelms zweiter Sohn Johannes war neben Christoph der bedeutendste Vertreter der Familie. Er war 1774 geboren, studierte Medizin, heiratete 1798,¹⁸⁾ wurde 1811 Polizei- und Stadtgerichtsarzt, 1815 Chirurg des Memminger Landwehrbataillons, und gab 1815 eine

⁷⁾ Ebenda III. Band 23. Juni 1781: „Als etwas besonderes ist hier anzumerken, daß 5 Musici, nämlich 3 Reinegg, Müller und Hommel . . . in schwarzer Kleidung, angelaufenen Degen und Stiefeln mit blasenden Instrumenten abwechselungsweise mit denen 3 Tambours Trauermusik machten.“

⁸⁾ Seylers Chronik III. Bd. 27. Juli 1782: „Bei der Beerdigung des Hauptmanns v. Wogau machten 7 Stadtmusici die Trauermusik, darunter Wilhelm und Abraham Reined.“

⁹⁾ Seylers Chronik III. Bd. 5. Juli 1778.

¹⁰⁾ Ebenda 12. März 1784.

¹¹⁾ Ebenda 12. Januar 1798.

¹²⁾ Testament: Ich unterschriebener habe meinem Sohne Philipp Jakob meine gegenwärtige Wohnung mit der Einrichtung meiner Kinder zu dem festgesetzten Preis von gulden Elfhundert zum voraus ausgemacht, sodaß es ihnen nach meinem, nach Gottes Willen, geschehenen Tode solle ohne widerrede überlassen werden, damit geschieht mein Wille. Gott gebe dazu seine Gnade und Segen. Georg Wilhelm Rheinegg . . .“ (Urkunde im Besitze Dr. J. Niedels.)

¹³⁾ Memminger Intelligenzblatt vom 31. Dezember 1817 S. 1.

¹⁴⁾ Ebenda.

¹⁵⁾ Ebenda S. 3.

¹⁶⁾ H. J. Karrer, „Memminger Adreß- und Taschenbuch“ 1813 S. 50.

¹⁷⁾ Er interessierte sich auch für die Geschichte seiner Familie und legte einen Stammbaum an, der aber ziemlich ungenau ist. Er befindet sich auf der Memminger Stadtbibliothek.

¹⁸⁾ Gedrucktes Verzeichnis des Registers: „1798. 22. Oktober getraut Herr Joh. Rheined Opérateur und Wundarzt und Jungfrau Johanne Regina Ahna“.

Schrift heraus: „Ueber die einfache Methode des Seiten-Blasenanschnittes nebst Bemerkung über diese und andere Methoden mit einer Vorrede von C. S. Musina, Berlin, 1815“.²⁰ 1816 erhielt er die bayer. gold. Zivilverdienstmedaille.²¹ 1826 veröffentl. er eine Schrift: „Anleitung zur Veredelung des Hopfenbaues“.²² Im gleichen Jahr legte er beim König Ludwig in München ein Projekt vor, wonach auf der Theresienwiese eine Johannisbeerplantage angelegt und der westliche Abhang den Namen „Ludwigsberg“ erhalten sollte.²³ Auch sonst betätigte sich Johannes Rheined auf landwirtschaftlichem Gebiete. Außerdem arbeitete er auf dem Gebiete der Natur- und Altertumswissenschaft.²⁴ Beim landwirtschaftl. Oktoberfest 1827 wurde ihm rühmende Anerkennung seiner vielseitigen Tätigkeit zuteil.²⁵ Er starb 1832.

Philipp Jacobs Sohn, Georg Wilhelm, ebenfalls Kupferschmied, war wie sein Vater ein Freund der Musik. Sein Sohn Sigmund war der erste und letzte Rheined, der die Musik zum Lebensberuf wählte. Er war im Jahre 1826 geboren und wurde Opernsänger. Er hielt sich an den meisten größeren Orten Deutschlands auf und sang u. a. die Hauptrollen in Mozarts „Don Giovanni“, „Figaro“, „Zauberflöte“, in Rossinis „Barbier“, in Wubers „Stumme von Portici“, in Webers „Freischütz“, Spohrs „Jesonda“ und Plotows „Martha“.²⁶ Später ließ er sich dauernd in Memmingen nieder und eröffnete am Weinmarkt eine Musikalienhandlung.²⁷ 1897 veröffentlichte er „52 beliebte vollständige Jugendlieder für eine oder zwei Singstimmen“, die bei Anton Böhm in Augsburg erschienen.²⁸ Eine Oper blieb unvollendet.²⁹ Von anderen Kompositionen ist mir nichts bekannt geworden. Sigmund Rheined starb neunzigjährig im Jahre 1916.³⁰

Die Jugend.

Christoph Rheined wurde am 1. November 1748 als vierter Sohn des Kupferschmiedes Abraham Rheined in Memmingen geboren.³¹ Memmingen war damals eine freie Reichsstadt, gelegen auf der oberschwäbischen Hochebene, nicht weit entfernt von den Allgäuer und Lechtaler Alpen, deren Bergespitzen man von der Stadt aus bei klarem Wetter deutlich sehen kann. Die Nähe der Bergesriesen und die abgelagene Lage der Reichsstadt wirkt auf den Menschen ein, der dort wohnt. Die Memminger sind

²⁰) Dazu bemerkt das Intelligenzblatt für den Illerkreis 1815 S. 487/88: „Herr Rheined zu Memmingen hat sich in einem Zeitraum von mehreren Jahren teils als praktischer Wund- und Hebarzt in Oberschwaben, teils durch die Herausgabe seines medizinischen Volkskatechismus für Erwachsene und mehrere Beiträge zu dem neuesten Journalen für die Chirurgie, Arzneikunde und Geburtshilfe des königl. preussischen „Generalchirurgen“ Wurfina rühmlich bekannt gemacht“.

²¹) Gerstmeiers Chronik. Stadtbibl. S. 231. Intelligenzblatt für den Illerkreis 1815—16. S. 328.

²²) Memmingerisches Intelligenzblatt Nr. 49 vom 26. Dezember 1826.

²³) Mitteilung des Oberarchivars Dr. Schraudner im Staatsarchiv München. Vgl. Zeitschrift „Bayerland“ 1919 Nr. 14. 1. Aprilheft.

²⁴) Memmingerisches Intelligenzblatt vom 20. Dezember 1826 Nr. 51.

²⁵) Intelligenzblatt für den Oberdonaukreis. 1827 S. 1418.

²⁶) Ein Teil der Theaterprogramme, in denen er erwähnt wird, befindet sich auf der Memminger Stadtbibliothek.

²⁷) Adreßbuch der Stadt Memmingen 1904.

²⁸) Auch Reinde hatte ein paar Jahrzehnte vorher Kinderlieder komponiert.

²⁹) Mitteilung des Herrn Seminardirektors Hugo Maser in Memmingen.

³⁰) Erbe seines musikalischen Nachlasses war Fritz Lieb in Biberach, in dessen Besitz sich aber keine Manuskripte Christoph Rheineds befanden; jetzt Stadtbibl.

³¹) Nach dem Taufregister. Schelhorn „Lebensbeschreibungen“ S. 99 gibt dem 15. März 1748 an; das ist wohl ein Irrtum Schelhorns, denn Rheined wurde am 2. November 1748 getauft.

ein kräftiges Volk, von echt schwäbischer Art, doch gewandt, voll Wit und Laune, die der Familie Rheined in besonders starkem Maße eigen waren. Abraham Rheined hatte neun Kinder, von denen aber drei schon früh starben. Christoph wurde am 2. November 1748 in der alten St. Martins-Kirche getauft. Taufzeugen waren Georg Wilhelm von Gimmel, „des Gerichts“ und Frau Elisabeth Mager, Raubenwirtin.³² Christophs Mutter, Marie Sabine, geborene Leeb, gehörte einer alteingesessenen Memminger Familie an. Wie bei seinem Vater, der neben seinem Handwerk auch eifrig Musik trieb, und manchem anderen seiner Vorfahren, machte sich auch bei dem jungen Christoph bald die musikalische Veranlagung bemerkbar. Sein Vater schickte ihn in die lateinische Schule.³³ Rheined konnte sich aber nur wenig für die lateinische Sprache erwärmen. Daran trugen wohl auch die Schulen selbst Schuld. Man hing noch am toten Kram, quälte sich mit Wortklauberien und pedantischen Spitzfindigkeiten ab.³⁴ Dabei hatten die schwäbischen Lateinschulen noch den besten Ruf in ganz Deutschland und jeder Schwabensohn war stolz darauf, sie besucht zu haben. Rheined aber besuchte nur widerwillig den lateinischen Unterricht; und zeit lebens blieb ihm die geschmacklose und langweilige Art dieses Unterrichtes „verhaßt“. Viel mehr Freude hatte er an der französischen Sprache die er trotz seiner Jugend eifrig betrieb. Er versäumte nie eine Stunde, und seine Veranlagung und sein Fleiß verhalfen ihm früh zum Erfolge. Gerade die eifrige Beschäftigung mit der französischen Sprache sollte ihm später von großem Nutzen sein.

Auch seine musikalische Veranlagung fand bei seinem Vater Verständnis und Förderung. Dieser erteilte ihm selbst den ersten Unterricht im Gesang. Rheined besaß eine gute Diskantstimme und wurde dadurch früh bekannt. In den Patrizierfamilien sah man ihn gern und der Musikdirektor an St. Martin, Ellner, nahm ihn früh in den Chorus musicus auf. Als Chorist empfang er noch einige Jahre Gesangsunterricht. In der Kirche konnte man seine Stimme oft deutlich im Chöre heraushören. — Ohne von einem seiner Lehrer oder seinem Vater dazu angehalten zu sein, lernte er Klavierspielen und erregte durch sein exaktes und fertiges Spiel die allgemeine Aufmerksamkeit. Bemerkenswert ist, daß er sich schon früh im Klavierspiel versuchte. Man würde einen Irrtum oder eine Verwechslung des Biographen Schelhorn vermuten, wenn nicht mehrere Quellen gerade von diesem Klavierspiel berichteten. Wie mag in den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts dieses Instrument nach Memmingen gekommen sein? Sonst ist uns nirgendwo der Gebrauch und die Pflege der Klarinette in Memmingen bezeugt. Abraham Rheined suchte den Sohn vom Spielen abzuhalten, da er fürchtete, das Blasen würde dem Knaben die Stimme verderben. Aber Christophs Brüder Johannes und Abraham, die beide Musiker waren, setzten ihrem Bruder das Instrument, das der Vater verstaubt hatte, wieder zu.

Bei all diesen Vebabereien versäumte Rheined keine weitere Ausbildung nicht. Neben der Beschäftigung mit der französischen Sprache widmete er sich dem Rechnen und bewies bald, daß er auch kaufmännischen Geist besaß. Trotz der beschränkten Möglichkeiten, sich in der kleinen Reichsstadt weiter zu bilden, gab es doch Anregungen genug für Rheined. In Joh. Georg Schelhorn (1634—1773) besaß Memmingen einen Gelehrten, der Ruf in ganz Deutschland besaß. Seine Predigten hörte Rheined, in dessen Familie ein strenger, manchmal fast orthodoxer Geist herrschte, in St. Martin oft. Schelhorn verstand es auch, die jungen Schüler in jeder anderen Beziehung zu fördern. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte sich Christoph dem Berufe zuwenden, der schon Tradition in der Familie war: er sollte Kupferschmied werden. Doch Abraham mußte bald einsehen, daß sein Sohn nicht stark genug dazu sei.

³²) Taufregister in den Kirchenbüchern von St. Martin 2. November 1748.

³³) Neben der lateinischen gab es noch 4 deutsche Schulen.

³⁴) Vgl. Sammelwerk „Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit“.

Besonders seinen schlanken Fingern hatte es Rheined zu verdanken, daß er einen Beruf ergreifen durfte, der seiner Veranlagung mehr entsprach. 14 Jahre alt, trat er 1762 als Lehrling⁵⁵⁾ in das angesehenes Handlungshaus von Wächter und Hartlieb. Beide waren Patrizierfamilien, zu denen Rheined auch in seinem späteren Leben gute Beziehungen aufrecht erhielt. Die Familie Wächter hatte in Memmingen und auswärts bedeutende Vertreter. Mancher Bürgermeister war aus ihr hervorgegangen; der berühmteste Vertreter war Joh. Georg Wächter, Professor in Leipzig, der dort 1737 das „Glossarium Germanicum“ herausgab.⁵⁶⁾ Das Memminger Kaufhaus betrieb damals einen schwunghaften Weinwandhandel nach Italien, wie überhaupt die schwäbischen Reichsstädte noch ein Restchen ihrer alten wirtschaftlichen Lebenskraft in ihrem Handelsverkehr mit der Schweiz und Italien erhalten hatten. Nur auf Empfehlung dieses Hauses konnte Rheined dann die Stellung in dem bedeutenden Kaufhaus Scherer erlangen. Sechs Jahre lang blieb er als Handlungsgehilfe in Memmingen und fand in dieser Zeit wohl kaum Gelegenheit, sich seinen Liebhabereien zu widmen. Daß er als Kaufmann seinen Mann stand, beweisen die trefflichen Zeugnisse, mit denen ausgestellt ist im Jahre 1768, kaum 20 Jahre alt, nach Saint Gallen ging.

Die Wanderjahre.

Hatten dem jungen Rheined seine Lehrjahre in Memmingen schon nicht viel Zeit gelassen, seine musikalische Ausbildung eingehend zu betreiben, so war es jetzt in der Fremde ganz damit vorbei. Die eineinhalb Jahre,⁵⁷⁾ die er in St. Gallen weilte, waren für seine musikalische Entwidlung fruchtlos. Seine Zeit wurde ganz von seiner Berufsarbeit in dem Scherer'schen Handlungshause in Anspruch genommen. Dieses befand sich in der Nähe des Speisetors und hatte einen schwunghaften Weinwandhandel im In- und Ausland.⁵⁸⁾ Rheined vermochte sich kaum eine Erholungsstunde zur Pflege der geliebten Musik zu erübrigen. Saint Gallen konnte ihm in dieser Hinsicht auch wenig bieten. Von öffentlicher Musikkpflege war dort kaum die Rede. Waren die reisenden Virtuosen überhaupt auf die süddeutschen Reichsstädte nicht gut zu sprechen, so galt das in noch höherem Maße von den Bodenseestädten. Kaum eine Nachricht haben wir, daß berühmte Künstler der Zeit die Städte südlich des Bodensees berührt hätten. Auberlen erwähnt einmal, er habe 1786 eine „musikalische Wanderung“ nach St. Gallen, Konstanz, Ravensburg und Lindau gemacht und überall Konzerte gegeben.⁵⁹⁾ Auberlen gab auch dem Saint Galler Buchhändler Reutiner seine ersten Lieder 1784 in Verlag.⁶⁰⁾ Diesem Reutiner begegneten wir als Musikverleger öfter in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ob Rheined Beziehungen zu ihm gehabt hat, ist ungewiß. Ueber Rheineds Aufenthalt in St. Gallen sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Ueber ihn selbst hat sich dort nichts erhalten.

Als eine Erlösung mochte er es betrachten, daß er im Jahre 1769 von Saint Gallen nach Lyon in das Zweiggeschäft des gleichen Hauses versetzt wurde. Hier wehte ein ganz anderer Wind. Lyon, „die Stadt des Reichthums und der Muse“, „in der Pluto und Apollon, in der die Vorzüge von Tyrus und Athen vereint waren“,⁶¹⁾ war damals eine der blühendsten Handels- und Kunststädte Europas. Es hatte nahezu 130 000 Einwohner, besaß ein be-

sonders zu Konzertzwecken errichtetes Haus, ein großes Schauspielhaus, eine Akademie der Wissenschaften, aber nur zu gewissen Zeiten eine Oper, da selbst Lyon mit der reichen Hoffmann ein so kostspieliges Institut nicht ununterbrochen halten konnte.⁶²⁾ Das musikalische Leben zentrierte sich in der Akademie des Beaux-Arts.⁶³⁾ Diese veranstaltete wöchentlich ein Konzert mit Chor und Orchester. Großen Einfluß auf die Gestaltung des musikalischen Lebens übten die einzelnen Adelskreise der Stadt aus, unter ihnen besonders Imbert-Colomes, der ein großer Musikfreund war und auch der Akademie große Stiftungen zuwandte.⁶⁴⁾ Außerdem widmete auch der Lyoner Stadtkommandant de la Verpilliere der Musik große Aufmerksamkeit. Auf seinem außerhalb der Stadt gelegenen Gute ließ er Opern aufführen und stand mit bedeutenden Männern des damaligen Frankreich in Beziehung. Trotz der großen räumlichen Entfernung herrschte in Lyon in musikalischer Hinsicht Pariser Geist. Philidor und Monsigny beherrschten die Bühne, und obgleich die Stadt der italienischen Grenze ziemlich nahe lag und für italienische Musiker die Reisegelegenheiten sehr bequem waren, findet man unter der Namen, die im musikalischen Leben der Stadt eine Rolle spielten, kaum italienische.⁶⁵⁾ Schon Burney gab seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß man dort so wenig Verständnis für italienische Musik finde; er beklagte sich über das „abscheuliche Gesänge“ auf dem Theater, dessen Bau ihm viel besser gefiel.⁶⁶⁾ Die wenigen Italiener, die sich in Lyon befanden, der 1. Violinist, Signore Carninatti aus Venedig, ein Schüler Tartini, und der erste Claviceembalist, Signore Leoni, huldigten in ihrer Musik längst dem französischen Geschmack.⁶⁷⁾ Lyon war neben Paris eine der Hauptpflegestätten der National-französischen Oper. Rousseau lernte hier Lullis Opern kennen.⁶⁸⁾ Weniger gut war es um die Kirchenmusik bestellt. Burney nennt sie „simpel und ohne Geschmack“. Einheimische, hervorragende Musiker gab es in großer Zahl. Deutsche fanden selten ihren Weg nach Lyon. Unter den deutschen Musikern in Lyon sind hervorzuheben Simon Hartmann, ein Harfenist, der um 1770 in Lyon weilte und Werke für 2 Harfen und für Harfe und Violine veröffentlichte, ferner der deutsche Pianist Hemmerger, der besonders Klaviertrios schrieb.

In dieser Stadt traf Rheined im Sommer des Jahres 1769 ein.⁶⁹⁾ Nahm ihn auch fernerhin seine berufliche Beschäftigung in dem Kontor des Scherer'schen Hauses sehr in Anspruch, so fand er jetzt mehr Zeit sich wieder der Musik zu widmen und vor allem boten sich ihm ganz andere Gelegenheiten sich zu vervollkommen. Er besuchte eifrig die Oper, das Schauspielhaus und die zahlreichen Konzerte der Akademie, wo sich die besten Künstler der Zeit hören ließen. Hier spielten auch die einheimischen Kräfte, wie die Geiger Bryon und Garmier eine Rolle. Daneben noch selbst Musik zu betreiben, fehlte es Rheined tagsüber an Zeit und er nahm deshalb die Nachtsunden zu Hilfe, um seinen Studien zu obliegen.⁷⁰⁾

Noch gegen Ende desselben Jahres reiste er für kurze Zeit in seine Heimat zurück. Der Zweck dieser Reise ist unklar. Keine der Biographien erwähnt sie, und wir wüßten wohl von ihr gar nichts, wenn nicht eine Memminger Chro-

⁵⁵⁾ Reichard, Handbuch für Reisende. Leipzig. 2. Aufl. 1793 unter Lyon.

⁵⁶⁾ Vgl. Leon Ballas „La musique à Lyon au XVIIIe siècle“. Lyon 1908.

⁵⁷⁾ Er war der Vater des Mädchens, die man als „ewige Geliebte“ Clementis bezeichnet, der dieser sieben Sonaten widmete. Die Liebesaffäre ist noch nicht ganz geklärt. Vgl. M. Unger „Muzio Clementi“. 1914 S. 54.

⁵⁸⁾ Vgl. Maurice Reuchsel „La musique à Lyon“ S. 25.

⁵⁹⁾ Burney a. a. O. Bd. I S. 32.

⁶⁰⁾ Ebenda S. 33.

⁶¹⁾ Hansen, „J. J. Rousseau als Musiker“ 1884 S. 38.

⁶²⁾ a. a. O. S. 33.

⁶³⁾ Riemanns Angabe im Musiklexikon, Rheined sei Kaufmann in St. Gallen und Luzern gewesen, ist unrichtig. Wahrscheinlich ein Schreibfehler in den Collectaneen. (Luzern-Lyon!)

⁶⁴⁾ Schillings „Lexikon der Tonkunst“ Bd. V. S. 717.

⁵⁵⁾ J. A. Weber spricht in der Musikalischen Korrespondenz 1790 (30. 6.) von vier Jahren Ausbildung. Er meint, Rheined sei erst 1764 zu Wächter und Hartlieb gekommen.

⁵⁶⁾ Ehrhart, Geschichtliche Beschreibung der Stadthauptpfarrkirche zu St. Martin.

⁵⁷⁾ Nach J. A. Weber. Schellhorn spricht von zwei Jahren. Es werden wohl nicht ganz zwei Jahre gewesen sein.

⁵⁸⁾ Mitteilung des Stadtarchivars Dr. Schieß in St. Gallen.

⁵⁹⁾ „Auberlens Leben, Meinungen und Schicksale“, Ravensburg 1824 S. 45.

⁶⁰⁾ Ebenda S. 44.

⁶¹⁾ Rousseau Oeuvres VI. Bd. S. 11.

mit einer kurzen Notiz darüber brachte.⁵² Da heißt es unter dem 23. November 1769 beim Bericht eines größeren Festes im Collegium musicum: „Die Musik war durchaus sehr gut und der hiesige Christoph Rheineck, so dato in Lyon in Condition steht, machte eine sehr meisterhafte Sinfonie auf dem Instrument.“ Von welchem Instrument hier die Rede ist, bleibt unklar. Ebenso darf der Begriff „Sinfonie“ nicht genau genommen werden, da die meisten Chronikschreiber auf musikalischem Gebiete nicht beschlagen waren. Ihre Notizen verraten auch die größte Unkenntnis in musikalischen Dingen. Wahrscheinlich hat es sich bei diesem kurzen Besuch in der Heimat um einen Cembalovortrag gehandelt. Nach seiner Rückkehr nach Lyon (wohl noch im gleichen Jahre) lernte er Rousseaus „Pygmalion“ kennen, dessen Musik zum größten Teil von Coignet stammte. „Pygmalion“ war 1770 in Lyon zur Aufführung gekommen und beschäftigte die ganze Stadt.⁵³ Auch auf den jungen Rheineck machte das Stück einen sehr starken Eindruck. Er begann nun selbst zu komponieren⁵⁴ und brachte bald sein erstes Werk an die Öffentlichkeit, das unter dem Einfluß des Rousseauschen Werkes geschrieben, aber im Stil einer komischen Oper⁵⁵ gehalten war, und schon in ihrem Titel auf das Melodram Rousseaus Bezug nahm: „Le Nouveau Pygmalion“ („L'amante statue“ 56). Die Franzosen des 18. Jahrhunderts kamen immer wieder auf den Pygmalion-Stoff. La Motte gestaltete ihn zuerst zu einem Opernlibretto, den Michel de la Barre komponierte. Diese Oper wurde 1760 aufgeführt. Clerambault schrieb eine Kantate „Pygmalion“. Denselben Stoff behandelten La Grange, Bouard und l'Affichard, ferner Poinciset de Siorn. Wie Rheinecks Werk in dem großen Kunstzentrum Südfrankreichs so schnell an die Öffentlichkeit gedrungen ist, davon ist nichts bekannt. Die Partitur gilt als verloren.⁵⁷ Der Textdichter ist ein Franzose namens B. Desgagniers.⁵⁸ Die erste Aufführung fand am 9. August 1774 statt. Durch diese Oper wurde Rheineck mit einem Schlage zu einer bekannten Persönlichkeit in Lyon.⁵⁹ Man würde den Bericht seines Landmannes Schelhorn⁶⁰ für übertrieben halten, wenn nicht auch F. A. Weber von dem glänzenden Erfolge dieser ersten Oper spräche. Sogar in einer neueren Darstellung von französischer Seite findet Rheineck Anerkennung. Maurice Reuchsel nennt ihn „le grand Rheineck“.⁶¹ Reuchsel's Dael-

len sind mir nicht bekannt.⁶² Daß Rheinecks Oper auf dem Lyoner Theater zur Aufführung kam, bezeugt F. A. Weber,⁶³ der berichtet, daß sie sich auf dieser Bühne lange hielt. Von verschiedenen Seiten trug man Rheineck jetzt die Komposition von komischen Opern auf. In Lyoner Musikkreisen wurde er bekannt und beliebt. Seine nächsten Tondichtungen waren eine Reihe von „Gelegenheitsstücken“, von denen nichts bekannt geworden ist. Musiker von Ruf setzten sich jetzt für den jungen Deutschen ein. Schelhorn nennt von diesen Le Brun, Bähr (Beer) und Gluck. Einen Organisten namens Le Brun gab es zwar um 1770 in Lyon,⁶⁴ aber die Erwähnung zusammen mit Beer und Gluck, die um diese Zeit nachweislich in Paris weilten, deutet darauf hin, daß hier der bekannte Oboist Le Brun gemeint ist, der ebenfalls in Paris lebte.⁶⁵ Auch der Stadtkommandant de la Verpilliere, der auch Rousseau gut kannte, wurde jetzt auf Rheineck aufmerksam. Er forderte ihn auf eine komische Oper für sein Privattheater zu schreiben. Nach Vollendung wurde dieses Werk, das den Titel „Le fils reconnaissant“ trug, auf dem Landgute des Kommandanten einstudiert. Angehörige der ersten Kreise Lyons wirkten bei dieser Aufführung mit, die wahrscheinlich 1775 stattfand.⁶⁶ Dabei war auch der französische Finanzminister Turgot zugegen, der Rheineck großes Interesse entgegenbrachte und ihm eine bessere Stellung zu verschaffen in Aussicht stellte, bei der ihm die Möglichkeit geboten werden sollte sich mehr als bisher der Musik zu widmen.⁶⁷ Er versprach ihm eine Anstellung bei den Fermes du roi in Paris, dem damaligen Finanzpachtamt, zu vermitteln. Das war im 18. Jahrhundert eine für einen Musiker nicht ungewöhnliche Stellung.⁶⁸ Rheineck entschloß sich die Stellung in Paris anzunehmen, zumal er vermuten konnte, daß ihm durch seinen hohen Gönner dort eine noch glänzendere Zukunft winkte. Doch es war sehr schwer die Lyoner Verpflichtungen zu lösen, da er einem reichen Tabakhändler versprochen hatte, ihm bei der Erledigung seiner Geschäfte zu helfen und seine zerrütteten Finanzen zu ordnen. Ferner hatte er sich im Hause Scherers auch für weitere Zeit verpflichtet. Erst nachdem er einen Landsmann gefunden hatte, der bereit war seinen bisherigen Posten zu übernehmen (ein gewisser Schütz aus Memmingen, der später ein Opfer der Revolution wurde), wurde er entlassen. Bevor er nach Paris reiste, lehrte er zu Anfang des Jahres 1776 noch einmal in seine Heimat zurück, um seinen Vater, der damals schon 71 Jahre alt war, noch einmal zu besuchen und dessen Zustimmung zu der geplanten Reise zu erbitten. Als er in Memmingen ankam, lag sein Vater auf dem Sterbebette. Er verschied in Rheinecks Armen am 1. März 1776. Dadurch wurde die geplante Reise wieder um einen Monat verzögert. Einer seiner Memminger Bekannten machte ihm damals den Vorschlag, den Gasthof „Zum Weißen Ochsen“, dessen Besitzer schon 1773 gestorben war, zu übernehmen. Rheineck ging aber nicht darauf ein und reiste nach Paris. Mittlerweile aber war Turgot seines Postens entsetzt und nicht mehr in der Lage sein Ver-

⁶² Sein Büchlein ist sehr knapp und in Form einer Skizze gehalten; es bringt gar keine Quellenangaben.

⁶³ a. a. D. 30. Juni 1790.

⁶⁴ Vgl. Reuchsel a. a. D. S. 2628.

⁶⁵ Schelhorn hat hier wohl die kurze Zeit, die Rheineck in Paris war, im Auge, und weiß nicht mehr, wann Rheineck mit den Genannten zusammentraf. Daß Schelhorn über die Lyoner Zeit nicht gut unterrichtet war, beweist schon die Tatsache, daß er von einer zweiten Oper Rheinecks in Lyon nichts weiß.

⁶⁶ Das läßt sich aus Rheinecks Reise 1776 schließen.

⁶⁷ Schelhorn a. a. D. S. 104 bauscht diese Bekanntschaft auf und meint: „Ja der Ruf seiner (Rheinecks) ausgezeichneten Talente erscholl sogar bis nach Paris, wodurch er die Gunst des bekannten königlichen Finanzministers Turgot . . . erlangte . . .“

⁶⁸ So war der Opernkompomist Monsigny Administrator der Domänen des Herzogs von Orleans und Generalinspektor der Kanalbauten.

⁵² Nüchtes Chronik, Memminger Stadtbibliothek 2, 68 b 4^o.

⁵³ Jansen a. a. D. S. 294. Vgl. auch E. Isel „Rousseau als Komponist seiner lyrischen Szene Pygmalion“, 1901.

⁵⁴ Manche andere Versuche mögen vorhergegangen sein, von denen wir jedoch nichts wissen.

⁵⁵ Schelhorn a. a. D. S. 103 nennt sie „Opereite“, F. A. Weber „Komische Operette“.

⁵⁶ Diesen Untertitel nennt das Textbuch, das auf der Stadtbibliothek Lyon liegt, das als Jahr der ersten Aufführung 1774 angibt.

⁵⁷ Auch Albert, Schwäb. Merkur 7. Mai 1898 und E. Holzer, Vortrag: „Chr. Rheineck“ geben dieses Werk wie auch die anderen Opern verloren.

⁵⁸ Meine Nachfragen in Lyon blieben ohne Antwort. Auch durch die Vermittelung des Herrn Prof. Dr. Nef in Basel konnte ich nicht mehr in Erfahrung bringen. Die Nachrichten über das Textbuch verdanke ich Herrn Leon Ballas in Lyon.

⁵⁹ Wie Schubarts historische Berichte in seinen „Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst“ zu beurteilen sind, zeigt diese Notiz: „(Rheineck) setzte zu Paris (!) eine komische Oper, welche selbst Rousseau abschrieb (!) und mit Beifall beehrte . . .“

⁶⁰ a. a. D. S. 103.

⁶¹ Reuchsel a. a. D. S. 27: „Le grand Rheineck, qui fit représenter son premier opéra, lors de son passage en notre ville, vers 1770.“

sprechen zu erfüllen. Mit einem Schlage sah sich Rheineck all' seiner Lebenshoffnungen beraubt. Allein, ohne Stellung, sah er jetzt in der Weltstadt Paris und beschloß unverzagt wieder heim zu reisen. Ob er in Paris mit Gluck zusammengekommen ist, läßt sich nicht feststellen. Eine Bekanntschaft mit dem Klarinettenisten Beer⁶⁹ erscheint eher glaubwürdig. Von ihm mag Rheineck manche Anregung für sein Klarinettenpiel erhalten haben. In Paris hatte er auch Gelegenheit seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Oper zu ergänzen. Wenn H. Krehshmar⁷⁰ von Pariser Studien Rheinecks spricht, so ist das unzutreffend. Die kurze Zeit, die Rheineck in Paris weilte, gab ihm keine Gelegenheit zu Studien. Er war höchstens 3 Monate dort. Anfang März war er noch in seiner Heimat, und im Juli feierte er bereits seine Hochzeit in Memmingen. Von Paris aus schrieb er nach Memmingen, er sei entschlossen, den Gasthof zum Weißen Ochsen zu übernehmen. Gewiß ist ihm dieser Entschluß nicht leicht geworden, nachdem sich ihm noch kurz vorher eine so glänzende Zukunft eröffnet hatte. Doch seine bedrängte Lage veranlaßte ihn schnell heimzureisen.

Die Rückreise nach Memmingen benutzte er dazu, die wichtigsten Orte, die er auf seiner Reise berührte, näher kennen zu lernen. Besonders zog ihn die bildende Kunst dieser Städte an. Er reiste über Versailles nach Chalons, dann weiter über Nancy nach Strassburg und Mannheim. Unterwegs hatte er Gelegenheit eine Reihe der berühmtesten Wandgemälde zu sehen. Ueber die Einzelheiten dieser Reise berichtet keiner seiner Biographen. Wichtig für seine musikalische Entwicklung war der Aufenthalt in Mannheim. Ueber die Wirkung, die die Werke der Mannheimer Sinjoniker-Schule auf ihn ausübten, wird an anderer Stelle zu berichten sein. Auf dieser Reise begann er einen Gemäldehandel, „der ihm manches eintrug“⁷¹ und den Grundstock zu seiner späteren Gemäldesammlung in Memmingen legte. Noch im gleichen Jahre kehrte er in die Heimat zurück, nicht arm und mittellos, sondern mit reichen Ersparnissen, die ihn in den Stand setzten, den Weißen Ochsen zu kaufen. Trotzdem war er gezwungen, eine größere Summe aufzunehmen, um die Kaufsumme von 6000 fl. erlegen zu können. Er ließ sogleich bei seiner Ankunft das ganze Haus reparieren.⁷²

So war im Verlaufe weniger Monate aus dem gewandten, welterfahrenen Geschäftsmann, dem bewunderten Musiker und Opernkomponisten, der in einer der größten Kunststädte auf manchen Erfolg zurückblicken konnte, den man in Frankreich „le grand Rheineck“ nannte, ein Gastwirt zum Weißen Ochsen in einer entlegenen schwäbischen Reichsstadt geworden.

Der Wirt zum Weißen Ochsen.

Wenige Tage nach seiner Heimkehr heiratete Rheineck. Seine Frau war eine geborene Hermann und gehörte einer der angesehensten Familien der Stadt an. Mitglieder der Familie waren Bürgermeister, Superintendents und Ratsherren gewesen. Schelhorn schildert Maria Hermann als eine „sehr wohlgebildete und für die Wirtschaft gut erzogene Bürgerstochter“⁷³, die dem Ochsenwirt eine reiche Mitgift ins Haus brachte, durch welche dieser in der Lage war, schnell die auf seinem Hause lastenden Schulden zu tilgen. Die Hochzeit fand am 15. Juli 1776 statt. Zur

Hochzeitsfeier hatte sich Rheineck selbst eine Hochzeit-Kantate komponiert, die Christian Friedrich Daniel Schubart, der berühmte Dichter, der in diesen Tagen (zufällig?) in Memmingen weilte, dirigierte.⁷⁴ Die Aufführung dieser Kantate hat wohl bei der kirchlichen Trauungsfeier in St. Martin⁷⁵ stattgefunden. Ob Rheineck den Dichter Schubart schon vorher gekannt hat, geht weder aus Schubarts Schriften noch aus anderen Quellen hervor. Die Aufführung der Kantate unter Schubart zeigt aber, daß Rheineck schon damals mit Schubart befreundet oder wenigstens bekannt sein mußte. Die Kantate ist nirgends mehr zu finden. Schubart blieb noch einige Tage in Memmingen bei Rheineck. Am 17. Juli veranstaltete dieser ein Konzert im Saale des Weißen Ochsen, in dem Schubart spielte.⁷⁶ Es wurde „24 Kreuzer Entree“ erhoben. Schon im Jahre vorher hatte Schubart mit dem Ansbacher Oboisten Ulrich ein Konzert in Memmingen gegeben; das war am 16. August 1775 auf der Patriziatsstube.⁷⁷ Tags darauf schrieb Schubart an Martin Miller in Ulm:

„Bester Miller!

Hier am Pulse meines Freundes, des Predigers Schelhorn, der Sie bewundert und liebt, sitze ich und schreibe dir Briefchen an Sie, herziger Minnefinger. — Gestern gings hoch her, wie an Abrahams Tafel im Himmelreich. Das ganz Patriziat, die Geistlichkeit, alle Ehrenleute waren versammelt, gaben mir ein Tractament und Herr von Wächter fragte (denken Sie nur!) „Ist Miller schon da?“ — „Jesus ja!“ sagt ich „und war schon bei mir“. Was der Schubart vor eine wichtige Mine machte, als er dies sagte. — Raus gings zum Flügel, man sang „Das ganze Dorf versammelt sich“ usw.⁷⁸ — es flossen Tränen von den zwei schönsten weiblichen Gesichtern, die ich jemals sah (der Fr. v. Hermann und der Fr. v. Wächter) — 'n Glas her! es lebe der Miller! es lebe Klopstock! und hinten drein, es lebe ('s thut mir noch wohl!) es lebe Schubart! . . .“

Diese Briefstelle Schubarts wurde bisher auf das musikalische Leben im Weißen Ochsen bezogen.⁷⁹ Dem widerspricht Seylers Angabe. Ferner ist zu beachten, daß Rheineck damals noch in Lyon weilte.

Erst mit dem Konzert im Juli 1776 trat das Gasthaus zum Weißen Ochsen in den Mittelpunkt des Memminger Musiklebens. Vorher hatten alle Veranstaltungen auf der Patriziatsstube stattgefunden; nun wurde es Sitte die Konzerte im Saale des musikalischen Ochsenwirtes zu veranstalten. Patriziat und Bürgertum hatten Anlaß genug, die Ueberlegenheit Rheinecks in jeder Beziehung anzuerkennen. Trotz der großen Kluft, die den reichstädtischen Adel vom Bürgertum schied, gelangte Rheineck in kürzester Zeit zu einer angesehenen Stellung in Memmingen. Das beeinträchtigte auch nicht sein Beruf als Gastwirt.⁸⁰ Er

⁷⁴) Schilling a. a. O. 5. Bd. S. 717 berichtet, Schubart sei auch der Dichter der Kantate gewesen. Die zeitgenössischen Quellen wissen davon nichts. In Schubarts Werken habe ich vergeblich nach einem entsprechenden Gedicht gesucht.

⁷⁵) In den Trauungsbüchern von St. Martin 26. 45 steht: „Der ehrenwerte Chr. Reinig, Wirth und Gastgeber zum Weißen Ochsen und die tugendsame Jungfrau Maria Hermannin, Beede von Memmingen. 15. 7. 1776.“

⁷⁶) Seyler 3. 17. 7. 1776.

⁷⁷) Ebenda 16. August 1775.

⁷⁸) Ein damals viel gesungenes Lied von Miller. Mit Schubarts Melodie ist es zuerst veröffentlicht in der „Deutschen Chronik“ 1774 Beilage 4.

⁷⁹) So E. Holzer „Schubart als Musiker“ S. 21. ferner Dr. Miedel im Hauskalender 1913 S. 31 und „Bayerland“ 1921 S. 28.

⁸⁰) Gastwirt und tüchtiger Musiker zugleich war im 17. Jahrhundert Jakob Eberlin, Wirt zum Raben in Ulm. (Ulmer Ratsprotokolle 1642 f.) 408. Vgl. Bleßinger a. a. O. S. 33).

⁶⁹) 1744—1811. Er kam 1771 nach Paris. Erst hier erlernte er die Klarinette und brachte es in vier Monaten so weit, daß er schon beim ersten Auftreten in Paris für den besten Klarinettenisten Frankreichs gehalten wurde. Er war der erste reisende Klarinettenvirtuose.

⁷⁰) Geschichte des deutschen Liebes. I. S. 328.

⁷¹) Schelhorn a. a. O. S. 106.

⁷²) Seylers Chronik unterm Juli 1776. 2. Bd. Ueber die interessante Geschichte des Weißen Ochsen vgl. Zeitschrift „Bayerland“ 33. Jahrgang, 1921. S. 27 ff.; Memminger Hauskalender 1913 S. 30 f.

⁷³) a. a. O. S. 107.

war noch nicht lange über ein Jahr wieder in der Heimat, da wurde er schon in den „großen Stadtrat“ gewählt.⁸¹ Welche Stellung Rheined in den Adelstreifen hatte, bezeugt der Verkehr der Patrizier in seinem Hause, und die Tatsache, daß bei der Taufe seines Sohnes Clemens der Ratsherr Tobias Heuß und Frau Helene geb. Wächter zu Godatter standen.⁸² Rheineds Gasthof wurde bald zu einem geistigen Mittelpunkt nicht nur der Stadt, sondern der ganzen Umgebung. Scholhorn schreibt darüber recht anschaulich: „Alles, was sich in Memmingen nach des Tages Last und Hitze zu erholen wünschte, strömte abend seinem Gasthause zu und fand da allemal durch die gute Bewirtung nicht nur Sättigung des Magens, sondern auch durch seine Musik, in der er lebte und webte, Nahrung des Geistes und Herzens“. Damit war auch hier der Grund gelegt zu einer Musikpflege, die von kleineren geschlossenen Zirkeln, die sich meist aus Adligen rekrutierten, in einen größeren Kreis übergang, der jedem Bürger zugänglich war und der seine Pflegestätte in einem Wirtshaus fand, dessen Wirt die geistige Seele des Ganges war. So selten diese Erscheinung in der Musikgeschichte deutscher Städte auch sein mag, so ist sie doch bezeichnend für die allmähliche Entwicklung, die ausgeht von der häuslichen Musikpflege, wie sie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch vorherrscht, die dann zur Übung in kleineren geschlossenen Kreisen meist besserer Familien führt und endlich das moderne Konzertwesen zeitigt, das um 1800 die erste Phase seiner Entwicklung erreicht.

Rheined verschmähte es nicht seinen Gästen, wer sie auch sein mochten, auf dem Flügel vorzuspielen oder zu singen. Die Sopranstimme seiner Jugend hatte sich in einen modulationsfähigen Tenor umgewandelt. Nicht nur die Memminger Bürger, sondern auch viele Freunde fanden sich in seinem Hause ein, um ihn singen und spielen zu hören. Einer der eifrigsten Gäste seines Hauses war der Hutmacher Christoph Städele, der ein in Schwaben bekannter und geachteter Dichter war. Für Rheined schrieb er das Libretto zu einer deutschen Oper, ferner den Text zu einer Passionskantate. Das Leben im Weißen Ochsen schilderte er trefflich in einem kleinen Gedicht, das zwar unpersönlich gehalten ist, aber ohne Zweifel auf das Ochsenwirtshaus geht. Es ist ein „Trinklied“ und wurde 1782 zuerst in einer gedruckten Lieder Sammlung Städeles veröffentlicht.⁸³

Christoph Städele wurde am 27. September 1744 als Sohn eines Memminger Hutmachers geboren. Trotz ihrer Armut sorgten die Eltern für eine sorgfältige Ausbildung ihres Sohnes. Sie schickten ihn auf die lateinische Schule und wünschten, er möge Theologe werden. Doch machte ihm das Studium nicht viel Freude. Er zeigte schon früh einen „Hang zum Besonderen und zur Schwärmerie“.⁸⁴ Bald verließ er wieder die Schule, weil er einmal ohne Schuld bestraft worden war. Sein Vater schickte ihn nun auf die Schreibstube eines angesehenen Hauses. Hier paßte ihm der kaufmännische, merkwürdige Briefstil nicht und er änderte eigenmächtig die Briefe, die durch seine Hände gingen. Bald war er dieser Stellung überdrüssig und ging wieder auf die Schule, wo ihm einer seiner Mitschüler das Leben so verleidete, daß er zum zweiten Male abging und nun den Beruf seines Vaters ergriff. Zwei Jahre später ging er auf die Wanderschaft und ließ sich, um seinen El-

tern nicht länger zur Last zu fallen, zu einer Falklandexpedition anwerben. Doch die Bitten seines Vaters bewogen ihn zurückzubleiben; nach siebenjähriger Wanderschaft kehrte er nach Memmingen zurück, wo seine alte Lust am Lesen und Dichten wieder rege wurde.

Unter dem Eindruck von Gellerts Fabeln und Uzens Oden versuchte er sich selbst an Gedichten, in denen er besonders Klopstock nachzuweisen suchte. Schon während seiner Schuljahre war er begeistert von Klopstocks „Messias“, dessen vierter Gesang es ihm besonders angetan hatte. Eine systematische literarische Bildung fehlte ihm ganz. Als Schubart im Juli 1776 in Memmingen zu Rheineds Hochzeit weilte und das Manuskript für die nächste Nummer der „Deutschen Chronik“ fertigstellen wollte, schlug man ihm Städele zum Abschreiben vor. Bei dieser Gelegenheit lernte Schubart den jungen Hutmacher kennen,⁸⁵ ließ sich auch Gedichte von ihm zeigen und ermunterte ihn im Dichten fortzufahren. Während seines Aufenthaltes im Weißen Ochsen ereignete sich eine kleine Szene, die Schubart in einem kleinen Gedicht in der Deutschen Chronik⁸⁶ wiedergegeben hat.⁸⁷ Noch im gleichen Jahre nahm Schubart auch Gedichte Städeles in seine Zeitschrift auf.⁸⁸ Auch im nächsten Jahre, als Schubart längst auf dem Asperg saß, ist Städele in der Chronik noch mit Gedichten vertreten. Das verdankte er seiner Freundschaft mit Joh. Martin Müller, der damals in Ulm lebte. Städele gab dann sein Handwerk auf, erzielte Hausunterricht und kam bald in bedrängte Lage. Er erhielt mehrere Berufungen nach auswärts, die er seiner Mutter wegen nicht annahm. In welcher armen Verhältnissen sich Städele 1785 befand, geht aus einem Aufsatze hervor, den Ambruster im „Schwäbischen Museum“ an die Leser richtete. Darin ersucht er alle dem bedrängten Dichter durch Unterstützung sein Schicksal zu erleichtern. 1782 gab Städele eine Sammlung eigener Gedichte heraus, die ihm aber nicht viel einbrachte. 1785 wurde er zum Deutschen Knabenschulmeister gewählt,⁸⁹ und damit hatte die Not vorläufig ein Ende. 1788 wurde er Knabenschullehrer, 1795 Kantor an Sankt Martin als Nachfolger Ellmers. Er starb am 31. März 1811 an Auszehrung.

(Schluß folgt.)

⁸⁰) Schubart schreibt darüber (Biographie 2. Bd. S. 117): „Ich gab Konzert in Memmingen, lernte daselbst wieder manche gute Menschen kennen . . .“

⁸¹) Jahrgang 1776 S. 744: „An den Hutmacher Städele in Memmingen“. Es lautet:

„Hans Marx von hochgebornem Blut
Bestellt bei Dir 'nen neuen Hut;
Recht fein gestutzt, klein, flüchtig, süß,
Nach Gedenmode in Paris.
O Städele sei doch so gut,
Mach ihm den Kopf gleich mit dem Hut.“

⁸²) Schubart hatte Städele mit in den Weißen Ochsen gebracht, wo eine Gesellschaft von Patriziern zusammeniess, die nicht sonderlich erbaut war über die Anwesenheit des armen Hutmachers. Der Bürgermeister, ein nicht gerade sehr heller Kopf, meinte geringschätzig: „Morgen kann er zu mir kommen und mir einen neuen Hut anmessen“, worauf Schubart prompt einfiel: „Städele, mache ihm gleich den Kopf dazu“. (Mündlicher Bericht von Frau Dr. Bertheau). Die Szene hat Hugo Maier in Memmingen in einem Dialekt-Gedicht „A Retter in d'r Not“ trefflich geschildert.

⁸³) Bei der ersten Veröffentlichung weist er lobend auf den Hutmachergefallen hin.

⁸⁴) Seylers Chronik 3. Bd. 1. April 1785.

⁸¹) Seylers Chronik zum 26. 9. 1777.

⁸²) Taufbücher von St. Martin 26. 12. 1780. Auch Christophs Taufpate war ein Adliger.

⁸³) a. a. O. S. 108.

⁸⁴) Abgedruckt im „Bayerland“ 1921. S. 28.

⁸⁵) Selbstbiographie im Ambruster, „Schwäbisches Museum“ 1785 I. S. 296.



Oktober 1923

9. Jahrgang: Nr. 4

Memminger Geschichts-Blätter

Zwanglos erscheinende Mitteilungen des Memminger Altertumsvereins
Druck der Verlags- und Druckereigenossenschaft Memmingen e. G. m. b. H.

Inhalt: Dr. J. Oberbörbeck, Christ. Rheined. Beitrag zur Musikgeschichte Schwabens. — D. Friedr. Braun, Spiegelbilder aus der Zeit des 30jähr. Krieges.

Christoph Rheined

Ein Beitrag zur Musikgeschichte Schwabens im 18. Jahrh.
Von Dr. J. Oberbörbeck in Essen
(Schluß)

So minderwertig Städeles Verse uns heute großenteils erscheinen, so bekannt machten sie ihn damals in Schwaben. Mit Miller und Gradmann war er gut befreundet. Gradmann schrieb noch zu Lebzeiten Städeles dessen Lebensgeschichte,⁹¹ für die er Städeles Autobiographie als Quelle benutzte. Auch Meusel verzeichnet Städele in seinem „Gelehrten Teutschland“. Schellhorn bemerkt im Vorwort seiner Lebensbeschreibungen, daß er nur durch die hohen Druckerkosten abgeschreckt worden sei, auch Städeles Lebensgeschichte zu schreiben. Stäudlin⁹² setzte sich für ihn ein und veröffentlichte einige Gedichte im „Schwäbischen Musenalmanach“,⁹³ er mußte sich deswegen den Spott Schillers gefallen lassen, der in seiner Kritik über seinen eigenen Almanach 1782 Stäudlin mit dem ähnlich klingenden Namen „Städele“ absichtlich verwechselte.⁹⁴ Das war nichts weniger als eine Schmeichelei für Stäudlin und mag die Schiller-Stäudlin'sche Fehde noch verschärft haben. Auch im Boppschen Musenalmanach⁹⁵ erschienen Gedichte Städeles, „Fragmente“ betitelt. Miller bemerkt im Inhaltsverzeichnis dazu: „Der Verfasser ist Hutmachergeißel zu Memmingen in Schwaben, ungefähr 24 Jahre“ alt. Er hat alles sich selbst, und der Natur zu danken. Die Woche über arbeitet er, um sich und seine armen Eltern zu ernähren. An Sonn- und Festtagen geht er spazieren, oder auf einen hohen Turm, wo er seine meisten Lieder singt. Durch das Hutmalen wird sein krankes Auge immer mehr geschwächt. Sollte nicht diese Nachricht einige edle Seelen erwecken, dem guten Jünglinge sein Schicksal zu erleichtern?“ Später hat Städele nur noch gelegentlich zur Festschrift beigetragen. Ab und zu erschienen noch Gedichte im „Memminger Intelligenzblatt“. Nach seinem „Erntedankfest an der Urne Josefs II.“ im Jahre 1790 ist uns nichts mehr bekannt.⁹⁶

⁹¹) Gradmann „Gelehrtes Schwaben“ Ravensburg 1802; unter St.

⁹²) Gotthold Friedrich Stäudlin in Stuttgart 1758 bis 1796.

⁹³) Dieser erschien 1782 in Stuttgart. Er enthält S. 147 ein Gedicht „Gott“.

⁹⁴) Im „Württembergischen Repertorium der Literatur“ 1782 S. 214: „Der Herausgeber mag dem Herrn Städele nicht held sein und zupft ihn, wo er kann; mag er recht haben oder nicht, uns mißfällt diese beiderseits läppi- sche Zänkerey . . .“

⁹⁵) Hamburg 1778.

⁹⁶) S. 201.

⁹⁷) Städele war 34.

⁹⁸) Eyrhart a. a. O. S. 27.

⁹⁹) Verzeichnis seiner Dichtungen vgl. Gödeke Bd. 5. S. 540 und Bd. 7 S. 572. Vorliegende Ausführungen ergänzen dieses Verzeichnis.

In der Zeit seines reichsten Schaffens kam er mit Rheined in Berührung, für den er den Text zur Passions- kantate „der Todesgang Jesu“ (1778) schrieb. Dieser vertonte ihn noch im gleichen Jahre. Die Kantate wurde in Memmingen zweimal gesungen.¹⁰⁰ Städele lieferte ihm auch das Libretto zu einer Oper „Rinaldo“, die 1779 auf dem Schlosse des Grafen Wolfegg zu dessen Vermählungs- feier aufgeführt wurde. Gradmann nennt die Oper „ein Singpiel in drei Aufzügen“, während Lipowski¹⁰¹ sie „eine große deutsche Oper“ tauft. Albert meint, es sei eine Oper in italienischem Geschmack gewesen, wie schon aus dem Titel hervorgehe.¹⁰² Diese Begründung erscheint mir wenig stichhaltig. Text und Partitur sind leider verloren.¹⁰³ Gradmann scheint das Libretto noch gekannt zu haben; denn er erwähnt, daß das Werk keine Debütation oder Vor- erinnerung habe. Graf Wolfegg war derselbe, der sich zwei Jahre vorher so lebhaft in Augsburg für den jungen Mozart eingesetzt hatte.¹⁰⁴ Er war ein begeisterter Förderer musikalischer Talente und selbst ein guter Violinspieler.¹⁰⁵ Militärisch war er eine wichtige Persönlichkeit. Er kommandierte ein eigenes schwäbisches Kreiskontingent, das er auch bei den Franzosenkämpfen 1798 ins Feld stellte.¹⁰⁶ Ueber sein Verhältnis zu Rheined ist sonst nichts bekannt. Einen Bericht über die Aufführung dieser Oper habe ich nirgendwo finden können.¹⁰⁷

Von jetzt an widmete sich Rheined mehr der Liedkom- position. 1779 vereinigte er seine bis dahin vollendeten Gefänge in einer Sammlung, die 1779 oder 80 bei Chris- topf Weigi in Nürnberg erschien. Sie enthält 24 Lieder, deren Stil auf verschiedene Zeit der Entstehung weist. Zwei Gedichte darunter waren von Städele. Bald nachher (1780) gab er die zweite Sammlung bei Jakob Mayer in Memmingen heraus, dem einzigen einheimischen Buch-

¹⁰⁰) Ueber die erste Aufführung berichtet Seylers Chronik 2. Bd.: „Am 13. April 1778 wurde Rheineds Weibschaffenwirts Oratorium (!) „der Todesgang Jesu“, so von Wion. Städele in Vers gebracht worden, auf dem goldenen Löwen aufgeführt. 24 Kr. Entree“.

¹⁰¹) Gradmann „Gelehrtes Schwaben“ 1802. Unter „Städele“.

¹⁰²) „Bayerisches Musiklexikon“ München 1811. Unter „Rheined“.

¹⁰³) Schwäb. Merkur a. a. O.

¹⁰⁴) Der Waldburg-Wolfegg'sche Archivar Dr. Mad teilte mir mit, daß die Oper bisher dort nicht gefunden wurde.

¹⁰⁵) Durch seine Vermittlung kommt am 22. 10. 1777 Mozarts Konzert in Augsburg zustande. Vgl. Jahn-Albert „Mozart“ 1. Bd. S. 543.

¹⁰⁶) Vgl. Schiebermair a. a. O. 1. Bd. Brief vom 24. 10. 1777 und Leop. Mozarts Brief vom 12. 4. 1778, 1. Bd. S. 11.

¹⁰⁷) Seylers Chronik 3. Bd. 20. 5. 1798.

¹⁰⁸) Fehis „Biographie universelle . . .“ 7. Bd. S. 414 nennt sie „Rinaldo et Armide“.

händler, der zugleich auch Musikverleger war.¹⁰⁹ Dazu kam im gleichen Jahre noch die zweite Auflage der Schellhorn'schen Liederammlung, zu der Rheineck 56 Melodien beisteuerte; davon hatte er über 40 selbst geschaffen. Das war eine tüchtige Leistung für den Zeitraum eines Jahres! Alle diese Publikationen machten Rheinecks Namen schnell bekannt. Der Memminger Adel bevorzugte jetzt für seine Veranstaltungen Rheinecks Haus. Auch von auswärts fand sich mancher hohe Gast ein. Die reisenden Virtuosen, die es bisher meist verschmäht hatten die zu unbedeutende Reichsstadt aufzusuchen, machten jetzt den Umweg, den die Reise nach Memmingen sie kostete, um den Ochsenwirt kennen zu lernen. Im April 1780 feierte Jakob Scheller,¹¹⁰ ein Völschüler, bei Rheineck ein und gab ein Konzert.¹¹¹ Im gleichen Jahre konzertierte auch der Mainzer Violinist Bauer im Weißen Ochsen.¹¹² Er scheint längere Zeit in Memmingen gewesen zu sein; denn im August desselben Jahres trat er auch im Collegium musicum auf.¹¹³

Neben seinem Beruf als Wirt und Konzertveranstalter hatte Rheineck auch den Posten eines kirchlichen Musikdirektors an St. Martin inne. Rheineck war der erste, der diesen Posten bekleidete. Vorher gab es lediglich einen Kantor und einen Organisten; nur zu der Zeit, da die Musik in den Gottesdienst eingeführt wurde (in Memmingen 1478), hatte es schon einmal einen Musikdirektor gegeben.¹¹⁴ Später leiteten die Organisten zugleich den Chorus musicus. Erst zur Zeit Rheinecks wurde die alte Sitte wieder aufgenommen, doch mit der Aenderung, daß man jetzt „Dilettanten“ anstellte, die keine Besoldung, sondern nur 7 fl. 30 kr. als Anerkennung bezogen. Dieses Amt des kirchlichen Musikdirektors bestand in den süddeutschen Reichsstädten überall. Es entspricht wohl dem des alten „Generalkapellmeisters“, das z. B. in Nürnberg 1632 errichtet wurde.¹¹⁵ Doch war dieses Amt im 18. Jahrhundert durch die Machtbefugnisse der Patrizier eingeschränkt. In Ulm hatten neben dem Musikdirektor auch Kantor und Organist noch wichtige Stimmen.

Rheineck also war der erste, der seit Jahrhunderten wieder diesen Posten erhielt. Als Musikdirektor war er nicht nur für die Kirchenmusik an St. Martin verantwortlich, sondern hatte auch das gesamte Musikwesen der Stadt zu beaufsichtigen und war dafür dem Stadtrat verantwortlich. Besonders schwierig war das Verhältnis des Direktors gegenüber den Kantoren und Organisten, die sich oft einem „Dilettanten“ nicht fügen wollten. Ueber das Verhältnis Rheinecks zu den Meistersingern wissen wir nichts. Aber aus den Protokollen und Gesuchen, die aus der Amtszeit seines Nachfolgers Karl August Schügens (der zuerst wieder ein festes Gehalt bezog) erhalten sind, ersieht man, wie sauer die Meistersinger dem Direktor das Leben machten.¹¹⁶ Schellhorn und Weber berichten von dieser Tätigkeit Rheinecks gar nichts. Sie interessiert viel mehr der Wirt und Komponist, der so viele fremde Künstler in sein Haus zog. Schellhorn nennt eine Reihe von Sängern und Instrumentalisten, die bei Rheineck weilten, aber in Memmingen nicht öffentlich auftraten; Seyler weiß nichts darüber. Unter ihnen sind zu erwähnen: der Flötenspieler Le Rauge,¹¹⁷ der Stuttgarter Oboist Wrich,¹¹⁸ der Berliner Bassist Gern, der Oboist Friedrich Kamm, der auch in London unter F. H. Gram in den Abingtonschen Konzerten als

Solist spielte, ferner Eder,¹¹⁹ Fauscher,¹²⁰ der Hornist Balja,¹²¹ Rinsbacher,¹²² der blinde Flötenspieler Dulon,¹²³ und die Berliner Kammerfängerin Sophie Niclas.¹²⁴ Auch Personen künftlichen Standes kehrten oft bei ihm ein, wie der Prinz von Nassau (1780), der Herzog von Württemberg und die Reichsgräfin von Hohenheim (1785), Graf Ballis (1790), der Generalfeldmarschall v. Ravanagh (1792), der Feldoberkriegskommissar Jech, dem zu Ehren ein besonderes Konzert veranstaltet wurde (1792).¹²⁵ Ob diese Fürstlichkeiten des guten Hauses oder des guten Musikers wegen im Weißen Ochsen einkehrten, bleibt dahingestellt. Oft weilte der Malteserritter Graf von Thurn aus Regensburg bei Rheineck, gewöhnlich alle Vierteljahr einige Tage, ohne sonst einen Reisezweck in Memmingen zu haben, „wo Rheineck dann vor ihm fast Tag und Nacht Klavierspielen und singen mußte“.¹²⁶ Als der spätere Großherzog von Frankfurt, Karl Theodor, damals noch Coadjutor von Konstanz, durch Memmingen reiste, wurde Rheineck aufgefordert, vor ihm zu spielen und zu singen. Alle diese Besucher ehrten den begabten Ochsenwirt, trugen seinen Ruf hinaus und — machten ihn zu einem wohlhabenden Mann.

Im Oktober des Jahres 1786 traf der Schauspiel-director Schikaneder mit seiner Truppe in Memmingen ein. Er erhielt vom Stadtrat die Erlaubnis, zwölfmal auf dem Theater, das sich im Salzstadel befand, zu spielen.¹²⁷ Dafür mußte er an die Meistersinger, die das Schauspielmonopol besaßen, 50 fl. bezahlen.¹²⁸ Bei diesem Aufenthalt weilte Schikaneder auch bei Rheineck, dessen Lieder er damals kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Da mag er manche von Rheinecks Gesängen im Gedächtnis behalten haben; und daß durch ihn Melodien Rheinecks in Mozarts Zauberflöte übergegangen zu sein scheinen, davon wird an anderer Stelle zu reden sein. Leider berichtet Seyler diesmal nichts Näheres über die zur Aufführung gelangten Stücke der Truppe Schikaneders. Dieser war schon seit 1785 in Süddeutschland unterwegs, und blieb dort noch bis zum Jahre 1787. Am 1. November 1786 kündete er von Memmingen aus der Stadt Augsburg seinen Besuch für den Winter an.¹²⁹ Dorthin zog es ihn besonders, da er hier seine Bühnenlaufbahn begonnen hatte. Anfang November reiste er nach Augsburg ab.

Rheineck widmete sich in diesen Jahren eifrig seinem Liebessingen. 1782 war die dritte Liederammlung erschienen, 1784 folgte die 4., 1787 kam von dieser bei J. Maner eine neue unveränderte Auflage heraus. Diese Sammlung bedeutet den Höhepunkt in Rheinecks Liederproduktion. Noch zwei weitere Sammlungen folgten 1790 und 1792.

Schon um 1782 hatte Rheineck, wahrscheinlich durch Vermittelung Schubarts, mit dem Herausgeber der Spenerschen Blumenlese, Heinrich Philipp Karl Böhler, Beziehungen angeknüpft. In den Jahrgängen 1782 bis 1784 der Blumenlese erschienen denn auch fortlaufend Lieder Rheinecks. 1790 aber wurde in der „Musikalischen Correspondenz“, die der gleiche Verlag herausgab, und die eine Fortsetzung der Spenerschen Realzeitung darstellte, die erste Biographie Rheinecks aus der Feder Friedrich August Webers veröffentlicht. Diese Biographie zeigt, daß Rheineck damals schon weit bekannt war. Schon nach 10 Jahren wurde sein Lied „Der Knabe an ein Weibchen“ „von tausend deutschen und ausländischen Kehlen“¹³⁰ gesungen.

Damals hatte sich die Kunde in Schwaben verbreitet, Rheineck sei gestorben. Darauf veröffentlichte Rheineck in

¹⁰⁹) Er war der Sohn eines Buchhändlers Valentin Maner und hatte 1772 in Memmingen seinen Verlag eröffnet.

¹¹⁰) 1759 bis um 1800. Er durchreiste 1780 die größten deutschen Städte. Vgl. Gerber N. 4. Bd. S. 46 ff.

¹¹¹) Seylers Chronik 2. Bd. 12. 4. 1780.

¹¹²) Ebenda 21. 6. 1780.

¹¹³) Ebenda 18. 8. 1780.

¹¹⁴) Erhart a. a. O. S. 29.

¹¹⁵) Wessinger a. a. O. S. 15.

¹¹⁶) Vgl. das Kapitel über das Ende der Meistersinger.

¹¹⁷) Die Lebensgrenzen sind mir unbekannt.

¹¹⁸) † 1795 nach Jettis. Mit ihm konzertierte Schubart schon 1775 in Memmingen.

¹¹⁹) Ob C. Eder (Cellist) oder Phil. Eder (Pianist in Wien) gemeint ist, bleibt ungewiß. Beide erwähnt Gerber N. 2. Bd. S. 19.

¹²⁰) Verfasser: „Versuch einer Anleitung zur Disposition der Orgelstimmen“. Er lebte in Thüringen.

¹²¹) Lebte 1752—1792.

¹²²) Sonst ganz unbekannt.

¹²³) 1796—1826. Seine Autobiographie gab M. Wieland, Zürich, 1807—08 heraus.

¹²⁴) Geboren 1761, lebte noch nach 1800.

¹²⁵) Nach Seyler a. a. O. 1792.

¹²⁶) Schellhorn a. a. O. S. 109.

¹²⁷) Seylers Chronik 23. 5. 1786. 3. Bd.

¹²⁸) Ebd. 23. 10. 1706. Unold Gesch. Memm. 416 spricht von 25 fl. und caution „damit seine Leute keine Schulden machen“.

¹²⁹) Egon v. Komorzynski, Eman. Schikaneder (1902) S. 13.

der Schaffhauser Zeitung einen Artikel, in dem er sich über dieses Gerücht verbreitete.¹²¹ 1789 wurde er ins Stadtgericht gewählt¹²² und 1791 machte man ihn zum Direktor einer Memminger Schützenkompanie.¹²³ Damals begannen für die Stadt die unruhigen Kriegsjahre; auch die Folgen der französischen Revolution machten sich bemerkbar. Das Musikleben der Stadt litt unter den politischen Ereignissen. Der Besuch fremder Musiker ließ nach. 1790 kehrte der Breslauer Violinist Clementi¹²⁴ bei Rheined ein. Schubart, der ihn mit seinem berühmten Namensvetter Muzio verwechselte, schrieb über diesen Besuch in seiner Vaterlandschronik¹²⁵: „Clementi, nicht nur der Schöpfer eines neuen Klavierstils, sondern überhaupt einer der ersten Tonkünstler in ganz Europa, gesalbt mit dem hl. Oele der Harmonie, ein Mann, der in den Stunden der Weile das Hausen des Genius vernimmt, ist wirklich in Memmingen bei Freund Rheined und bezaubert alle Herzen. Er hat dort auch ein Theater errichtet¹²⁶ und spielt selbst mit ungemein viel Würde“. Etwas später berichtet er aber von einem Breslauer „Capelldirektor Clementi“, der sich in Stuttgart auf der Violine hören ließ.¹²⁷ Daß dieser derselbe ist wie Clementi, der in Memmingen weilte, steht außer Zweifel.¹²⁸ Citner führt einen Giuseppe Clementi an, einen wenig bekannten Komponisten zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Ferner erwähnt Richards Theaterkalender 1790 N. 118 einen Clementi, der 1789 Korrepetitor bei der Wißhelmschen Truppe in Wien war. Ob diese mit dem obigen identisch sind, weiß ich nicht. Populäre und feuilletonistische Darstellungen verbreiten neuerdings die Nachricht, Muzio Clementi habe sich bei Rheined aufgehalten. — Zur Krönungsfeier Leopolds II. fand 1790 unter Rheineds Leitung eine Feier statt, in der eine gedruckte Kantate H. Ph. R. Böslers aufgeführt wurde. Im gleichen Jahre legte Rheined sein Amt als Musikdirektor an Sankt Martin nieder.¹²⁹

Für die Stadt folgten jetzt schwere Jahre. Fortwährend marschierten Truppen durch; den Wirten der Stadt legte man die Truppen ins Quartier, und auch Rheined hatte in dieser Zeit keinen leichten Stand, da in seinem Hause meistens die Kommandanten und Generalsstäbe Wohnung nahmen. Da mußte er die Musik vernachlässigen, und es ist nicht verwunderlich, daß wir aus dieser Zeit keine Lieder Rheineds mehr besitzen. Ein Gerücht von dem Anrücken der Franzosen brachte am 8. Juli 1796 die ganze Stadt in Aufregung. Am 1. August rückten die Franzosen auch wirklich ein: der Prinz Condé, der mit den Österreichern verbündet war, legte sein Corps in die Stadt und blieb 6 Tage. Er wohnte zwar nicht im Weißen Ochsen, aber er ließ sich täglich von Rheined mehrere Stunden vorführen und vorspielen. Diese Jahre mit ihren fortwährenden Besatzungen, Durchmärschen und Belagerungen brachten dem Ochsenwirt manche Aufregung. Darunter litt auch seine Gesundheit; das Porträt, das aus diesen Jahren erhalten ist, zeigt ihn als gealterten und tränklichen Mann. Im Jahre 1797 befiel ihn eine heftige Lungenentzündung¹³⁰, die ihn in kurzer Zeit aufs Sterbebett warf. Trotz

¹²⁰) F. A. Weber a. a. O.
¹²¹) Meine Versuche, die Jahrgänge der Schaffhauser Zeitung zu erhalten, waren vergeblich.
¹²²) Senler a. a. O. 3. Bd. 25. Sept. 1789.
¹²³) Ebenda 4. Mai 1791.
¹²⁴) Geboren 1754 nach Gerber N. 1. Bd. S. 759. Er ging unter dem Namen Rosenberg zum Theater, doch ohne sein Violinstudium aufzugeben. War er ohne Engagement, so reiste er unter seinem wahren Namen als Violinist, wie 1790, wo er in Memmingen und Stuttgart, und 1792, wo er in Cassel auftrat.
¹²⁵) Jahrgang 1790 S. 280.
¹²⁶) Er benutzte dazu wohl den Saal in Rheineds Hause.
¹²⁷) Vaterlandschronik 28. September 1790.
¹²⁸) Muzio weilte damals in London.
¹²⁹) Das geht aus Senlers Chronik 3. Bd. 15. Nov. 1790 hervor.
¹³⁰) Schelhorn meint a. a. O. S. 115, auch das Klavierblasen habe zum Ausbruch dieser Krankheit beigetragen.

seiner Lebenslust sah er dem Tode gelassen und ruhig entgegen. Er ließ seinen Beichtvater rufen und soll, als dieser auf seinen bevorstehenden Tod hinwies, mit heiterer Miene geäußert haben: „Ach! wir sind alle arme Sünder, unter denen ich besonders der göttlichen Gnade bedarf; ich bin aber überzeugt, daß der Urheber unserer Schicksale bei dieser großen Veränderung auch mein Bestes zum Ziele habe und mich vor seinem Throne nicht verstoßen werde.“

Bald darauf, am 29. Juli 1797, während ringsum ganz Schwaben im Zeichen der Kriegswirren stand, starb er in seinem Hause bei vollem Bewußtsein, noch nicht ganz 49 Jahre alt. Wenige Tage später¹³¹ wurde er auf dem Memminger Friedhof neben seinem Vater und seinen Brüdern zur letzten Ruhe bestattet, unter großer Beteiligung der Bürger, besonders der Armen. Benedikt Schelhorn, sein Biograph, scheint ihm die Leichenrede gehalten zu haben.¹³² Sein Grab¹³³ trägt ein einfaches gußeisernes Kreuz mit der Aufschrift:

„Abraham Reineggs Kupferschmieds und seiner Söhne Grabstatt:

Georg Mith. Reinegg. Johannes Reinegg.
Abraham Reinegg. Christoph Reinegg.

„Seid getrost und hoch erfreut
Christus trägt auch meine Glieder,
Geht nicht starr der Traurigkeit,
Sterbt ihr, Jesus ruft euch wieder,
Wenn die lezt Posaune klingt,
Die auch durch die Gräber dringt.
No. 1776. d. 1. Martij.“

Während seiner letzten Lebensjahre hatte die musikalische Welt nichts mehr von Rheined vernommen. Gerber¹³⁴ kennt nicht einmal das Todesdatum. Auch den übrigen Lexikographen blieb es unbekannt. Erst Riemanns Lexikon führt den Todestag richtig an.

Maria Rheined überlebte ihren Gatten nur um ein Jahr. Den Weißen Ochsen übernahm Rheineds Sohn Karl. Die alte Berühmtheit behielt das Gasthaus auch ferner, und noch mancher vornehme Gastkehrte dort ein, wie der Feldmarschall Moltke 1805, Wilhelm I. von Württemberg 1815,¹³⁵ doch die alte Anziehungskraft, die der frühere Ochsenwirt ausgeübt hatte, ging dem Hause verloren. Ein Wasserfarbengemälde, das den Weißen Ochsen zur Zeit Rheineds darstellt, befindet sich heute im Stadtmuseum zu Memmingen.¹³⁶

Die Persönlichkeit.

Da Briefe und persönliche Äußerungen Rheineds nicht auf uns gekommen sind, fehlt die wichtigste Grundlage zu einer richtigen Beurteilung seiner Persönlichkeit. Wir sind auf die Berichte und Urteile der Zeitgenossen, vornehmlich auf Schelhorn, Schubart und Ehrhart angewiesen. Da diese in freundschaftlicher Beziehung zu Rheined standen, sprechen sich ihre Berichte über ihn sehr günstig aus; zum Teil stimmen sie auf ihn ein etwas überschwängliches Loblied an. Ihre Äußerungen sind daher mit gewisser Vorsicht aufzunehmen.

Das stark religiöse Gefühl, das sich in seiner Familie in fast pietistischer Engherzigkeit zeigte, war ein Grundzug seines Wesens. Welcher Geist in seiner Familie herrschte, geht aus dem Totenfarmen auf seinen Bruder Abraham hervor.¹³⁷ Die fromme Erziehung, die Christoph genossen hatte, wirkte in seinem ganzen späteren Leben nach. Daß

¹³¹) In welchem Tage die Beerdigung stattfand, ist unbekannt. Die Totenbücher des Memminger Friedhofs sind erst seit ungefähr 1800 erhalten.

¹³²) G. Holzer „Christoph Rheined“. Vortrag, handschriftlich.

¹³³) Es ist heute verlassen und ungepflegt. Ich fand es erst nach einigem Suchen. Das Datum bezieht sich auf den Todestag Abrahams. Die Inschrift ließ sich erst nach Öffnung eines Verschlusses mühsam entziffern.

¹³⁴) N. 1814 3. Bd. S. 845: „Rheined ist im oder ums Jahr 1796 gestorben.“

¹³⁵) Vgl. Miedel „Führer durch Memmingen“ 1910 1. Bd. S. 92.

¹³⁶) Vgl. die Abbildung im Anhang, Beilage 2.

¹³⁷) Memmingerisches Intelligenzblatt v. 31. Dez. 1817.

er von dieser Gesinnung wirklich durchdrungen war, beweist „die philosophische Ruhe und Gelassenheit“, mit der er dem Tode ins Auge sah. Seinem eigenen Vater war er in Dankbarkeit zugetan. Vor seiner Pariser Reise holte er sich dessen Einwilligung und Rat. Dadurch wurde die Reise verzögert, und die Pariser Pläne zerfielen sich. Das schnelle Vorwärtstommen verdankte er seiner kaufmännischen Tätigkeit, die ihm eine aussichtsreiche Zukunft versprach. Schon auf der Schule war er ein guter Rechner gewesen; das kam ihm in Lyon sehr zustatten. Während seiner Memminger Lehrzeit hatte er sich genügende kaufmännische Kenntnisse angeeignet, um sich im Ausland selbst weiterhelfen zu können. „Man wußte nicht, ob man ihn mehr als Kaufmann oder als Künstler bewundern sollte“, jagt Schelhorn.¹⁴⁹ Trotz seiner ausgedehnten Reisen verstand Rheined es doch, sich noch reiche Ersparnisse mit nach Memmingen zu bringen. Die Schulden, die ihm der Hauslauf brachte, trug er schnell ab. Dieser kaufmännische Sinn machte ihn zum Wirt wie geschaffen. Schubart besorgte zudem für das Gasthaus eine recht kräftige Reklame. Er veröffentlichte in der „Deutschen Chronik“¹⁵⁰ folgende Nachricht: „Dem Reisenden, der in Memmingen gute geschmackvolle Bedienung sucht, empfehle ich Herrn Christoph Reinigg, Gastgebern zum Weißen Ochsen daselbst. Hohe und Niedere, Einheimische und Fremde werden an ihm einen Mann finden, der auf seinen Reisen gelernt hat, wie man den Reisenden die Kost in der Herberge angenehm machen soll. Vielleicht reizt auch dieses die Fremde, wenn ich ihnen sage, daß Herr Reinigg einer der größten musikalischen Dilettanten in Deutschland sei. Er ist Meister auf der Clarinet, singt mit Gefühl, spielt das Klavier sehr gut, hat in Frankreich eine (!) Oper komponiert und Sonaten stehen lassen,¹⁵¹ die den Beifall aller Kenner haben, und das Gepräge eines seltenen musikalischen Genies tragen. Von wieviel Warten in und außer Deutschland kann man dies sagen?“ Solche Hinweise verfehlten ihre Wirkung nicht. Trotz seines Berufes als Wirt war Rheined im Essen, besonders im Trinken, sehr mäßig. Unbemittelten Musikern brachte er zeitlebens rege Teilnahme entgegen. „Viele Künstler, die bei all ihren Verdiensten — wie das bei Dichtern und Virtuosen oft der Fall ist — kümmerlich nach Brod gehen mußten, unterstützte er nach allen seinen Kräften; ja er nahm von manchen keine Bezahlung für ihre Zehrung bei ihm an“, berichtet Schelhorn. Auch nahm er sich verarmter und unglücklicher Familien an, und wo er selbst nicht helfen konnte, suchte er reiche Leute in Memmingen und auswärts zu veranlassen sich ihrer anzunehmen. Auch seine Sangeskunst und seine Werke stellte er gelegentlich in den Dienst der Wohltätigkeit. So verstand er es, allein durch dem Vortrag seines Liedes „der Arme“ („Gott, wie 'ange muß ich darben“) die Herzen zu rühren und die Zuhörer zu Spenden zu veranlassen. Den Armen der Stadt war er ein stiller Wohltäter; das bewies auch die starke Beteiligung der armen Leute bei seinem Leichenbegängnis. Mit diesen wie mit den Patriziern verstand er gleich gut umzugehen. Schon in der Jugend war er wegen seines gewandten Benehmens und seiner guten Stimme bei den Adelsfamilien gern gesehen. In Lyon dankte er vor allem seinen gewandten Umgangsformen seine Erfolge; später brachte ihm sein zurortkommendes Wesen zahlreiche Gäste ins Haus. Er veräumte nicht, die bei ihm zu Gaste weilenden Künstler auch im Collegium musicum einzuführen. In Frankreich hatte er sich ein weltmännisches Benehmen angeeignet, das seinen biederen Landsleuten nicht wenig imponiert haben mag.¹⁵² Daß er „selbst bei dem schönen Geschlecht sehr wohl gelitten ward“, berichtet Schelhorn¹⁵³ u. auch seine Lieder

¹⁴⁹) Schelhorn a. a. O. S. 115.

¹⁵⁰) a. a. O. S. 104.

¹⁵¹) Jahrgang 1778 S. 384.

¹⁵²) Sie sind sonst nirgends erwähnt. Wohl ein Irrtum Schubarts.

¹⁵³) a. a. O. S. 110.

¹⁵⁴) J. A. Weber charakterisiert ihn wie folgt: „Im Umgang ist er der heiterste und angenehmste Mann, der deutsche Solidität mit französischer guter Laune glücklich zu vereinbaren weiß.“

¹⁵⁵) a. a. O. S. 114.

„schimmern sonderlich auf den Klavierpulten des schönen Geschlechts“, schreibt Schubart.¹⁵⁵ Dieses „anmutsvolle Wir“, das ihm anhaftete, äußerte sich vornehmlich in seiner Kunst der Unterhaltung. „Rheined war einer der wichtigsten Köpfe hiesiger Gegend“, leitet Schelhorn seine Biographie ein; vor allem war Rheineds satirische Witz bekannt und gefürchtet. Spott und Witz scheint der ganzen Familie eigen gewesen zu sein. Das Leichenkarmen auf Rheineds Bruder bringt u. a. die Verse:

„Drum wer, Abraham,
In Deine Nähe kam,
Dem summten ohne Weile
Um's Ohr des Wises Pfeile.“¹⁵⁶

Auch Christoph nahm manche seine Gäste scharf aufs Korn, so daß ihm viele wegen seiner scharfen Bemerkungen nicht sehr gewogen waren. Im näheren Verkehr zeigte sich jedoch seine vornehme Gesinnung. Seinen Witz und seine Laune verlor er auch in den schweren Tagen seines Lebens nicht.

Die Wanderjahre hatte er eifrig zu seiner Ausbildung benutzt. Manchen gelehrten Männern stand er nahe und hatte sich auf dem Gebiete der Kunst und Literatur umgesehen. In Frankreich hatten ihn die klassischen Schriftsteller angezogen; in französischer und italienischer Literatur war er belesen. Bei der Auswahl seiner Lektüre mußte er sich auch mit den deutschen Dichtern auseinandersetzen. Daß sein literarischer Geschmack nicht sehr geschult war, zeigen die zahlreichen banalen Texte, die er sich zur Vertonung wählte, Miller, Claudius, Langbein und Genossen werden bevorzugt. Daß sich Rheined sogar selbst ans Dichten wagte, wissen wir aus der vierten Sammlung, die eigene Texte enthält. Diese sind recht dürftig. Da standen Stüdes Gedichte doch auf höherer Stufe. Der Freiherr von Lupin gab Rheined manche Anregung und wies ihn auf neue Gedichte hin.¹⁵⁷ Als Musikerpoet stand Rheined weit unter Schubart. Verständnis zeigte er auch für Malerei; ein Streifzug durch die französischen Städte galt vornehmlich ihren Kunstschätzen. Unterwegs begann Rheined sogar einen Gemäldehandel, der den Grund zu seiner späteren Gemäldesammlung legte, die sich in seinem Hause befand und „von reisenden Kennern bewundert wurde“. Diese Gemälde brachte er in einem Saale und zwei daranstoßenden Zimmern unter.¹⁵⁸ Nach dem Tode Rheineds nahm sein Neffe Dr. Johannes Rheined (1774—1832) diese Sammlung in seine Obhut und brachte sie 1825 unter den Hammer.¹⁵⁹ Auch in der kunstgeschichtlichen Literatur war Rheined bewandert. Er hatte Winkelmanns Schriften, Sulzers „Theorie der schönen Künste“ gelesen und „dadurch erlangte er ganz unvermerkt eine ziemliche Fertigkeit in der artistischen Kritik; konnte sogleich die Manieren jedes Meisters und die Schulen, aus denen sie abstammten, richtig unterscheiden und beurteilen, und mit den eigentümlichen technischen Ausdrücken benennen.“¹⁶⁰ Seit er von Paris zurückgekehrt war, wuchs sein Ansehen, vor allem unter dem Memminger Adel, zusehends. Das beweist seine Berufung in den Stadtrat und ins Gericht. Seit 1789 nannte Seyler ihn „Herr Weiskirchenwirth Rheined des Gerichts“.

Außerhalb der Reichstadt besaß Rheined manche Freunde und Gönner. Mit Schubart, Christmann, Böhler und dem Grafen von Thurn stand er in regen Beziehungen.

¹⁵⁵) „Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst“ 1806 S. 220.

¹⁵⁶) Auf ihn gehen mehrere Anekdoten, die von seiner Schlagfertigkeit zeugen. Sie sind veröffentlicht im Memminger Hauskalender 1913 S. 79 f.

¹⁵⁷) Vgl. die Proben seiner Gedichte im Anhang Beilage 3.

¹⁵⁸) Selbstbiographie des Friedrich Freiherrn von Lupin auf Illersfeld I. Teil, Weimar 1846. S. 144: „Mein Vater ließ es sich angelegen sein ihn auf manche Gedichte aufmerksam zu machen und ihn zu ermuntern, solche in Musik zu setzen.“

¹⁵⁹) Fr. A. Weber a. a. O.

¹⁶⁰) Felix Jos. Lipowski „Bayerisches Musiklexikon“ München 1811. Rheined.

¹⁶¹) Memming. Intelligenzblatt vom 5. 10. 1825 Nr. 40.

¹⁶²) Schelhorn a. a. O. S. 112.

Hemmend war für ihn zweifellos die reichstädtische Umgebung. Ein Musiker bedurfte in dieser Zeit vor allem der Protektion eines Fürsten. Rheined wäre wohl in etwas andere Bahnen gelenkt worden, wenn ihm die Protektion eines Karl Eugen zuteil geworden wäre.

Über den Musiker Rheined ist das Urteil der Zeitgenossen voll Lobes, fast ein wenig zu günstig. Überall wird hervorgehoben, daß Rheined nur ein „Musikliebhaber“ sei, und deswegen glaubt man manche seiner Schwächen mit Nachsicht übergehen zu dürfen. Noch Schilling meinte: „Strenge Orthographen und Contrapunctisten werden in seinen Werken manchen Verstoß entdecken. Aber eben darin offenbart sich seine Genialität, daß er ohne eigentliche Kenntnis des Satzes noch nach einem geregelten System, was Ausdruck anbelangte, doch immer das Rechte traf.“ „Rheined wäre vielleicht einer der größten Männer des Jahrhunderts und noch darüber hinaus geworden (!), hätte das Geschick gleich beim ersten Aufsteigen seiner geistigen und leiblichen Kräfte die rechte Bahn finden lassen und statt in den Kaufmannsladen in die Werkstatt der Kunst geführt.“ Rheined ist Zeit seines Lebens Autodidakt geblieben. In Lyon hatte er sich in seinen Mußestunden selbst die nötigsten theoretischen Kenntnisse angeeignet. In seinen Werken macht sich der Sänger und Klavierspieler bemerkbar. Die Lust am Gesange hatte sich zuerst bei ihm geäußert. Seine Stimme bildete er auch als Wirt noch fleißig. Jeden Morgen, oft noch vor Sonnenaufgang, pflegte er zu üben; man rühmte ihm besonders die geschickte Anwendung des *mezza di voce* nach.¹⁶⁴ Noch 1790 zählte ihn F. A. Weber „als Tenorsänger unter die vortrefflichsten seiner Art“. Als Interpreten seiner eigenen Lieder lernen wir ihn bei verschiedenen Gelegenheiten kennen. Dadurch mögen manche von ihnen in Memmingen selbst populär geworden sein. Weniger bedeutend sind seine Klavierkompositionen, die aber in Anlage und Technik auf einen gewandten Spieler schließen lassen. Auch das Klavierspiel hatte er ohne jede Anleitung gelernt, und die „Fertigkeit u. Delikatesse“¹⁶⁵ seines Spiels wurde allgemein bewundert. Regelmäßig, meist täglich, machte er Klavierstudien. Weber nennt ihn einen „großen Klavieristen“. In Nuschs Chronik wird das Spiel des Einundzwanzigjährigen als „sehr meisterhaft“ bezeichnet.¹⁶⁶ Schubart lobt das Spiel Rheineds öfter.¹⁶⁷ Friedrich Freiherr von Lupin, der sich von Rheined im Gesange unterrichten ließ, hatte in seiner Jugend oft dem Spiele Rheineds zugehört und ist voll Lobes darüber.¹⁶⁸ Wichtiger als solche Äußerungen von Zeitgenossen, die alle mit Rheined befreundet waren, sind uns als Zeugnisse seines Spiels die Klavierstücke, die auch auf die Art seines Spiels schließen lassen.

Kompositionen Rheineds für die Klarinette sind nicht bekannt geworden. Wir besitzen auch keine Nachricht, daß er solche Stücke geschrieben habe. In der Instrumentalbegleitung seiner Werke ist die Klarinette nicht vertreten.

Nach seiner Jugendzeit hören wir nichts mehr von Rheineds Klarinettspiel. Trotzdem scheint er es in dieser Zeit nicht vernachlässigt zu haben, denn noch 1776, im Jahre seiner Heimkehr, schrieb Schubart:¹⁶⁹ „Er ist ein Meister auf dem Klarinett“. Weber erwähnt nichts darüber. Schubart, der gern übertreibt, dürfte als einzige Quelle vielleicht unzuverlässig erscheinen, aber auch Ehrhart¹⁷¹ erzählt, daß Rheined „das Clarinett meisterhaft spielte“. Schubart er-

wähnt in dem Klarinettenkapitel seiner „Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst“ noch folgendes: „... erst seit 40 Jahren kennt man es in Deutschland. Der Charakter desselben ist: in Liebe zerfloßenes Gefühl, — so ganz der Ton des empfindsamen Herzens. Wer das Clarinet wie Rheinede (so!)¹⁷² spielt, scheint an das ganze menschliche Geschlecht eine Liebeserklärung zu tun ...“

Wirt und Kirchenmusikdirektor in einer Person finden sich gewiß selten. Der religiöse Sinn, den Rheined besaß, mag ihn dazu veranlaßt zu haben dieses Amt, wenn auch nur ehrenamtlich, zu übernehmen. Viel Freude scheint es ihm nicht gebracht zu haben, denn 1790 gab er schon an den späteren Bürgermeister Tobias von Heuß ab. Auf dieses Amt spielt Schubart an, wenn er schreibt: „(Memmingen) hat unter vielen Seltsamkeiten einen Wirt, Rheined, der Kapellmeisterstalent besitzt ...“¹⁷³ Dem Musikdirektor lag zugleich auch die Leitung der außerkirchlichen Feiern (Oratorienaufführungen, Trauerfeiern) ob. Nachrichten über Rheineds Tätigkeit im einzelnen sind nicht zu erhalten.

Sein Ruf als Musiker ist zu seiner Zeit nicht über die engere Heimat gedungen. Rheined blieb eine Lokalgröße, der nur gelegentlich die Lexikographen Aufmerksamkeit widmeten. Die Freunde und die Biographen, die ihm persönlich nahe standen, priesen ihn mit überschwänglichen Worten. Im Norden Deutschlands war Rheined nicht bekannt. Nur Forkels Almanach 1784 bringt unter der Rubrik: „Jetzt lebende Komponisten“ ein Paar Zeilen über Rheined.¹⁷⁴ Und die einzige Kritik, die Forkels Almanach 1783 über die erste Liederammlung bringt und die Cramer im „Magazin“ wörtlich abschreibt, fällt vernichtend aus. Schubarts und Schelhorns Urteile können uns in erster Linie nur für den Menschen Rheined maßgebend sein. Für den Musiker bieten die erhaltenen Werke sicherere Anhaltspunkte zur richtigen Beurteilung. Nebenher verdient dann gewiß auch das Urteil einer späteren Zeit wieder herangezogen zu werden: Wenn Schilling noch 1838 schreibt, Rheined sei „von gewisser Seite aus betrachtet eine der interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Musik“, so mag ihn eher der abenteuerliche Lebensgang Rheineds als seine musikalische Produktion zu diesem Urteil veranlaßt haben.

Über Rheineds Aeußeres berichtet nur Schelhorn mit einigen Worten. Er spricht von „schwächlicher Leibeskonstitution“ und den zarten Fingern Rheineds¹⁷⁵, die dessen Vater veranlaßt hatten, aus ihm keinen Kupferschmied, sondern einen Kaufmann zu machen. An seiner wenig widerstandsfähigen Gesundheit lag es wohl auch, daß er in den besten Mannesjahren einer Lungenentzündung zum Opfer fiel.

Zwei Abbildungen Rheineds sind mir bekannt geworden. Die eine ist der Abdruck einer Federzeichnung und wurde von Schelhorn zwischen Seite 98 und 99 seiner „Lebensbeschreibungen“ eingefügt. Sie stellt Rheined als Mann zwischen 30 und 40 Jahren dar, mit hoher Stirn, ernstem Gesichtsausdruck, über die Ohren hinauf frisierten Haaren, mit Zopf und Schleife im Haar. Es ist das beste Bild der „Lebensbeschreibungen“. Ein anderes stammt aus Rheineds letzten Lebensjahren.¹⁷⁶ Er trägt dieselbe Haartracht wie auf dem Schelhornschen Bild, aber das Antlitz ist gesurrt und trägt einen vergrämten Ausdruck zur Schau. Die Unterlippe ist vorgeschoben und gibt dem ganzen Gesicht etwas Troziges und Energisches. Rheined steht hier sehr gealtert aus. — Ein gutes Aquarellbild Rheineds ist vor mehreren Jahren nach München verkauft worden. Wohin es geraten ist, läßt sich nicht mehr feststellen.

Spiegelbilder aus der Zeit des Dreißigjäh. Krieges

Von D. Friedrich Braun in München-Solln.

In der langen Geschichte des deutschen Volkes gibt es nur einen Abschnitt, der sich annähernd, namentlich nach

¹⁷² Vaterlandschronik 1787 S. 251.

¹⁷³ S. 111.

¹⁷⁴ a. a. O. S. 102.

¹⁷⁵ Aquarell im Besitze des Kaufmanns Karl Rheinedt in Memmingen.

¹⁶⁴ Schelhorn a. a. O. S. 109.

¹⁶⁵ Ebenda S. 101.

¹⁶⁶ Nuschs Chronik vom 30. 11. 1769.

¹⁶⁷ „Ideen“ usw. S. 230: „Auch versteht er das Klavier ungemein gut.“ Deutsche Chronik 1776 S. 384:

„... spielt das Klavier sehr gut.“

¹⁶⁸ a. a. O. S. 144: „Diesem Rheined zuzuhören, wenn er mit soviel Empfindung und natürlicher Veranlagung sang und spielte, gewährte mir einen solchen Genuß. Auch sang ich manchmal mit ihm; und alle Lieder in und außer den Lehrstunden mit meinen Schwestern.“

¹⁶⁹ Deutsche Chronik 1776 S. 384.

¹⁷⁰ a. a. O. S. 30.

¹⁷¹ einer der vielen Schreibfehler des Herausgebers Ludwig Schubart, der Rheined nicht kannte. Vgl. gleich oben: Dämmer für Demmler.

Seiten der sittlichen, wirtschaftlichen und sozialen Erschütterung, mit den Folgen des Weltkrieges vergleichen läßt — das ist die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Es ist ja ein leidiger Trost sich zu sagen, daß auch frühere Geschlechter Unsägliches erlitten haben. Aber wenn das deutsche Volk in dem damaligen Elend sich wieder zurecht finden und die Kraft zu einem neuen Aufstieg gewinnen konnte, so mag man daran die Hoffnung stärken, es werde auch die gegenwärtige Not sich überwinden lassen, wenn nur die sittlichen Kräfte nicht versagen, die unser Volk über die Leiden des 17. Jahrhunderts hinweggetragen haben.

Wir stellen im folgenden aus der schwäbischen Predigt- und Kalenderliteratur jener Zeit einige Zeugnisse zusammen, die einen unmittelbaren Einblick in die Lage gewähren. Sie beziehen sich auf Uebelstände, die man auch in den vom Krieg nicht unmittelbar betroffenen Gegenden ertragen mußte — ohne andere Gegenwehr, als daß das sittliche Gefühl sich dagegen aufbäumte und das Kind beim rechten Namen nannte.

Der Krieg hatte kaum drei Jahre gedauert, mit seinen Schaulagen in der Hauptsache noch auf Böhmen und die Rheinpfalz beschränkt, so machte sich schon eine allgemeine Teuerung fühlbar, aber nicht eine Teuerung, wie sie „von Gott herkommt, wann er den Erdboden nicht segnet oder aber mit langwieriger Kälte, Schnee und Frost oder mit Nässe, Dürre, Hagel und anderm Ungewitter heimsucht“, sondern eine Teuerung, hervorgerufen „durch Mutwillen, Bosheit und Eigennützigkeit der Menschen, die aus lauter Geiz das Korn und anderes inhalten und den Armen um gebührende Bezahlung nicht wollen zukommen lassen, sondern alles steigern und erhöhen, damit sie ihren Sack füllen mögen, — die alle Waren aufkaufen, mit um fürfallender Not willen, den Armen Guts zu tun, sondern daß sie hernach selbst ein mutwilligen Aufschlag machen und den Armen drücken“. Von Leuten, die einer geordneten Arbeit aus dem Wege gehen, lieber „von anderer Leute Schweiß und Blut leben und das Land durchschleifen“, wird alles aufgekauft, und wenn die Ware nicht gar aus dem Land geht, doch so lang zurückgehalten, bis die Preise hochgezogen sind. Deshalb ist die Teuerung „allgemein — nit nur gas liebe Brot, sondern alles andere, was der Mensch haben, nießen und brauchen soll, Schmalz, Salz, Flach, Tuchgewand, Kleidung, Gewürz, Anschlitt, Fleisch, Vieh, Rogg, Holz, Häuser, Acker, Wiesen, Eisen, Stachel, Arbeitslohn, Handwerksachen in summa alles was der Mensch zum zeitlichen Lebensbedarf ist dermaßen gestiegen und steigt noch täglich durch unersättlichen Geiz, Untreu, Bosheit und Eigennutz je länger je mehr, daß einen nicht unbillig möchte wundernehmen wahn es noch kommen werde, auch einem frommen Hausvater angst und bang werden (kann) wie er sich und die Seinigen durchbringen solle“.

So hat sich gegen Ende des Jahres 1621 der Pfarrer von Woringen, Magister Joh. Lang¹⁾ seiner Gemeinde gegenüber ausgesprochen, nicht bloß um die wirtschaftliche Lage zu schildern, sondern um seine Gemeinde vor dem schamlosen Wuchergeist zu warnen, der die Lage rücksichtslos ausbeutete. „Es werden Leute gefunden, sagt Pfarrer Lang, die sich diese Teuerung nicht fast ansehen lassen; denn sie meinen, sie haben Gelds und Guts genug, ein guten Vorrat an Korn, Schmalz, Fleisch, Wein, Kleidung und anderm; es könnte ihnen nicht zerrinnen, sie wollten wohl auskommen und haben demnach desto weniger Mitleiden mit den armen, notleidenden Nebenmenschen. Ja, ohne Zweifel finden sich solche gottlose Leut, die sich der Teuerung freuen und in ihrem Sinn nicht bessere Bierer [Wirnen] ab dem Baum herabwürfen; den sie machen ihnen die Rechnung: bei obliegender Teuerung wollen sie dies und jenes, Häuser, Acker, Wiesen, Gärten, Kleider und anders an sich reißen und den Nötigen [d. i. den in Zwangslage Be-

¹⁾ Zwei Predigten: die Erste, von der Thewrung, Was dieselbige jense, wacher sie komme vnd verursachet werde, die Ander, wie ein Christ sich in dieser jehigen, schweren, rheuren Zeit Christlich verhalten solle. Gehalten auff den 23. vnd 24. Sonntag nach der heiligen Dreifaltigkeit in der Evangelischen Pfarrkirchen zu Woringen. Anno 1621. Durch Magister Johann Langen, dieser Zeit Evangelischen Pfarrern daselbst. Rempten (Christoph Kraus). 1622.

findlichen] abdringen oder aber das Ihrige auch auf das Höchste bringen und verkaufen“.

Dieses Schieber- und Hämterwesen erreichte seine Spitze in einer furchtbaren Entwertung des Geldes. Magister Lang sieht die Hauptursache der Teuerung in dem „hochschädlichen, landesverderblichen Goldaufwechseln, steigern, schollern²⁾ und mauschen³⁾ deren gottlojen Leuten, welche mit unaussprechlichem Schaden wie auch Schimpf und Spott unseres Vaterlands die gute Münz aufwechseln, verführen [d. i. verschieben], steigern und fälschen, dadurch alles, was der Mensch haben muß, in drei- und vierfachen Wert bringen“. Also ein Sturz der Valuta nicht durch Papiergeld, das jene Zeit noch nicht kannte, aber durch den Austausch von vollwertigem Metallgeld mit minderwertigem, das zum Kurswert des vollwertigen genommen werden sollte.

Ein anderer Prediger des Reichsstadtbereiches, Magister Tobias Hermann der jüngere acht in einer ebenfalls gegen Ende 1621 gehaltenen Predigt den Vorgang erläutert. Hermann hat die Predigt den „wohlansiehlichen Bürgern und weisberühmten Kaufleuten in der Stadt Memmingen“, seinem „Herrn Schwager Bartholomäus Stachelin und seinem Schwelhervater Joh. Möst gewidmet, und in der an die beiden gerichteten Vorrede gesteht er, daß es ihm „neben andern getreuen Predigern als der jüngsten einem“ nicht ganz leicht geworden ist, ein freimütiges Wort, wie es sein Amtsgewissen von ihm verlangte, zu sprechen: „Wenn ein getreuer Prediger vermög seines obliegenden Ampts etwas dawider predigt und solche Malschriften mit ihren Farben beschreibt u. ihre Uebertretung ihnen under die Nasen stoßet, der hat schon das Raß in die Augen geschlagen und in allen Gassen Feur eingelegt: da weiß man nicht, wie man die Pfaffen (so pflegen die Weltkinder ihre Seelsorger verächtlich zu nennen) genüßsam soll ausholtpfen“ und zur Fleischbank hauen“. Indessen hat sich der wackere Magister Hermann dadurch nicht abhalten lassen, ein offenes Wort zu sprechen, das ihm von vielen gedankt worden ist. Er sagt: „Die Geldwechsler in Jerusalem haben eine große Menge Brüder und Schwestern hinterlassen, welche es noch hundertmal ärger machen wie ihre Großväter, die Juden. Und ist dieser schädliche Schlangengamen auch in dieser unserer Stadt zu finden, welche sich uniert [vereinigt] und mit losen Striden zusammen kuppel, unrecht zu tun (Jes. 5), welche mit dem Schelbertoufeln hohlen, wo eine silbere Münz oder Gefäß den Kopf aufrichtet, solchs alsbald wie die Spürhund ausspähen, aufkaufen und einwechseln, nicht Silber für Silber, wie die Juden thäten sondern Kupfer, Blech, Zinn und Blei für Silber und Gold darzählen und hernach das erscheiderte Geld ihres Gefallens gleichwie andere Waren verkaufen, steigern und

²⁾ Scholder ist ursprünglich eine Vorrichtung zu Glücksspiel, dann dieses selbst. Im übertragenen Sinne, wie wir jetzt von Börsenspiel reden, bedeutet scholdern unsittliche Spekulationsgeschäfte, wucherisches Aufkaufen. Bei Aventin: Wir scholdern, poldern, drücken, schinden die Armen. Schmeller, Bair. W. B.; Fischer, Schwab. W. B.

³⁾ Mauschen, ein dem Judendeutsch angehöriges Wort (von dem hebräischen maschal = herrschen) bedeutet: in übervorteilender Weise die Hand in einer Sache haben, dann: unerlaubte Geschäfte machen. Als Redensart: täuscheln — mäuscheln. Schmeller, B. W. B.

⁴⁾ Trewhertzige Erinnerung vnnnd Warnungsprädigt von den schändlichen vnnnd schädlichen Gelt-Weßlern, welche Christus unser Heylandt auß dem Tempel zu Hierusalem außgetrieben vnd von derselben neuen Bruderschaft, so kurz verwichener Zeit im Teutschland entstanden. Gehalten auß dem 2. Capitel des Hey. Evang.: Johan 5. 12. 13. 14. 15. 16. 17. den 9. Novemb. Anno 1621 in der Pfarrkirchen [St. Martin] zu Memmingen: Vnd jeh auff viler gutherziger Christen begären in Trud verfertiget, durch Magister Tobiam Hermannum jun., dienern Jesu Christi am Evangelio daselbst. Jerem. 9, 5, 5. Jerem. 13, 5, 17. Rempten (Christoph Kraus) 1622.

⁵⁾ ausspotten, schmähen; hergenommen wohl von dem Tun der Verkäufer des bekannten Hohl-hippe genannten Badwerks.

⁶⁾ Von demselben Scholder, also etwa = Spieltafel.

die Münzen mit des ganzen Teutschlands Verderben auf das Höchste bringen, durch welches unpässliche Mittel, wider alle des Hochlöblichen Römischen Reichs Ordnung, die gute, gültige Münzen aus dem Land werden geführt, gebrochen, dargegen unser Stadt und Land mit kupferin, wasserichwimmenden Blechlein erfüllet, alles, was der Mensch zu seinem Leben bedarf, gesteigert, wie auch dem Armen sein Uebrigtes verzehret und die Stadt in das äußerste Verderben wird gestürzt. . . . Obwohl alle und jede Schellderer jährlich vor dem Angesicht des allwissenden Gottes einen teuren Eid schwören, daß sie ihres Vaterlands und gemeiner Stadt Nutzen wollen betrachten, wo möglich befördern und allem einreißenden Uebel wehren. . . . so bedenken sie doch solchen Eidschwur nicht, sondern brechen denselben mutwillig. Denn sie verführen die gute pässliche Reichsmünzen und füllen hergegen Stadt und Land mit jederleichten stürkin⁷⁾ oder kupferin Blechlein, welche (ein Spott ist es zu sagen) das Ansehen [haben], als wenn sie etwan aus einem Gürtlerladen ausgeflogen. Und ist fast darzu kommen, daß keinem Bidermann mehr ein gültige Reichsmünz begegnet. Vor Zeiten, wann ein Christ eine Reichsmünz in die Hand genommen, kunt er sich des schuldigen Gehorsams gegen der hohen und niedrigen Obrigkeit dabei erinnern, wie auch Christus die Juden darauf gewiesen Matth. 22. So aber heutzutag ein ehrlicher Christ die gemeinste Münzen bestiehet, muß er darüber seufzen und klagen, daß so unchristliche Christen werden gefunden, die solch spöttliche Münzen dürfen gegen Silber einführen und ihre Mitbürger damit beschweren. Wenn auf den heutigen Tag Christus zu uns käme und uns, des Römischen Reichs Untertanen, fragte: „was ist die Ueberschrift?“ — könnten wir auch wohl sagen: „des Kaisers?“ Ja, vielmehr müßten wir sagen: dieses oder jenes verdammten Judens. Dadurch wird nun die unerleidenliche hochbeschwerliche Teuerung in allen Dingen, dergleichen in viel hundert Jahren, ja, ich mag wohl sagen, so lang die Welt stehet, in unsern Landen nicht gewesen, verursacht, dem Armen und Dürftigen sein saurer Schweiß abgenommen und gedrungen, wie auch sein Biß Brot aus dem Rachen gerissen und sein Kleidlein vom Leib gestohlen. Dann weil die fürnehmste Sachen, so der Mensch zu seiner Notdurft, Hülle und Fülle⁸⁾ gebrauchet, nach dem Loth Silber oder Gold werden geschätzt (wie solches nach Gelegenheit könnte erwiesen werden), und aber das Silber und Gold durch die kupferin Münz so hoch wird getrieben, so müssen die Viktualien und was der Mensch sonst bedürftig, neben dem Silber steigen, damit die gleichsam natürliche und vor alten Jahren gehaltene Gleichheit zwischen den Waren und der Münz etlicher Maßen werde in acht genommen. Und ist gewißlich keine Besserung zu hoffen, so lang des Teufels Tochter, die Geldschinderei, in unsern Landen regieret. Es hat ja diese teuflische Bestia und Schandhur, die Schellderei, uns zum Raub gemacht allen Völkern, mit welchen wir müssen handeln.⁹⁾ Dann weil die verfluchte Mauseher durch ihre verdammte Schellderei die gute, in fremdden Landen annehmbliche Münzen so hoch steigern, so müssen wir alles, was wir von fremden Völkern wollen haben, 3-, 4- und 5fach bezahlen, da sie hergegen, was sie von uns kaufen, um halb Geld erwerben. . . . Was wird aber endlich erfolgen? Nichts anders, dann daß sie uns zusamt dem Unsern unter ihr Joch und Dienstbarkeit ziehen.“

Zu dieser, wie Magister Hermann richtig sagt, auch politisch bedrohlichen Zerrüttung des deutschen Geldwesens hätte es ja nicht kommen können, wenn nicht die regierenden Stellen im Reich mit und ohne Münzrecht in ihren Geldverlegenheiten einen verzweifeltsten Ausweg gesucht und zur Münzverfälschung die Hand geboten hätten. Der Ulmer Superintendent D. Contr. Dietrich, ein durch volkstümliche Beredsamkeit ausgezeichneter Prediger, hat sich nicht scheut, auf diese wundeste Stelle den Finger zu legen. Er

sagt¹¹⁾: „Daß ein jeder Herr, auch die, so kein Stand des Reichs, gemünzt haben, wo ist das jemals gehört, dieweil die Welt gestanden? Daß Fürsten und Herren, die Christen sein wollen, ihre Münzstätte sollten den verfluchten und vermaledeiten Juden verliehen und jährlich ein gewisses Bestandgeld¹²⁾ von ihnen genommen, nachmals sie mit ihrer Münzerei und Schinderei der Christen armen Schweiß und Blut auswuchern und ausfuchern lassen, wo ist das jemals gehört, dieweil die Welt gestanden? Daß die gulden und silbern Sorten nicht von Jahren zu Jahren, nicht von Monat zu Monat, sondern von Wochen zu Wochen und also in einem Jahr so hoch gestiegen, daß der Ducat auf 11, 12, 14, ja 16 fl., der Reichstaler auf 6, 7, 8, 10, ja 12 fl. gestiegen, daß einem nunmehr fast vonnöten, alle Morgen, wann er aufstehet und seinen Nachbarn einen guten Morgen wünschet, er zugleich, was der Thaler, Goldgulden, Ducat, Sechs- und Dreibäher,¹³⁾ Plappert¹⁴⁾ und Halbbäher gelt. fragen müßt, dero geringen, gemeinen, landläufigen Plappert- und Bähersorten, so jeko nichts dann kupfern, blechern und stürkerne sind, vor dieses zu geschweigen — wo ist das jemals gehört, dieweil die Welt gestanden? . . . Daß alle Winkel und Dertter der Welt solcher geizenden und schindenden Mauseher¹⁵⁾, Wucherer, Wicksler,¹⁶⁾ Schacherer, Wipperer und Ripperer¹⁷⁾ voll gewesen, wo ist das jemals gehört, dieweil die Welt gestanden? Vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom Größten bis zum Kleinsten, vom Reichsten bis zum Ärmsten sind Edle und Uedle, Burger und Bauern mit der Schacherei, Schinderei, Wippererei und Rippererei erlossen, o gar, daß auch die kleinen Kinder, Knaben, Jungen, Mägdelein, Gesellen, Knechte, Mägde und Dienstboten mit dem Schacherwerk umgehen, daß wo eins einen Pfennig hat, wills einen Kreuzer¹⁸⁾ dafür haben, hats einen Kreuzer, wills einen Plappert dafür haben, hats einen Plappert, wills einen Bähern davor haben, hats einen Bähern, so wills zwee davor haben, hats drei, so wills sechs davor haben, hats sechs so wills ein Gulden davor haben, und ist auch durch solch Schachern leider so weit nunmehr gekommen, daß man nicht ein ehrlichen Pfennig oder Kreuzer, der halben und ganzen Bähern zu geschweigen, mehr zu sehen bekommen kann. Ja, auch unsere kupfere Pfennig vor den Wipperern und Ripperern nicht gesichert, sondern aller Orten zum Schindwerk ausgewechselt und verparthiert werden, und wir also den größten Mangel um Pfennigwerk leiden müssen. O Welt, wo kommst du hin mit deinem verfluchten und vermaledeiten Geld!“

So die Klagen nach den ersten drei Kriegsjahren. Die schlimmsten Zeiten kamen erst noch. Aus dem Jahre 1626 wird berichtet, daß ein Bauer im „Kornhaus“, d. i. auf der Schranne zu Memmingen totgeschlagen wurde, weil er für seinen Roggen einen Bucherpreis forderte.¹⁹⁾ Im Jahre 1626 mußte sich Magister Peter F und wegen einer Predigt rechtfertigen, in der er die der Stadt auferlegten Kriegslasten und die Erpressungen der Befehlshaber mit der an Christus vollzogenen Geißelung verglichen hatte. Das Schmerzlichste ist ihm dies, daß die „Mitbürger und

¹¹⁾ Welt- und Geldsorge. Ein Christliche einfältige Predig über Luc. 21, 34 gehalten zu Ulm im Münster am andern Sonntag des Advents 1621. . . auf Begehren / allen und jeden in der Welt- und Geld erlosenen Sörglern, Schräpern, Schindern und Schacherern / deren jekund alle Lande voll sein / zu trewerthiger Warung in Trud gegeben durch Cunrad Dietrich, D. Superintendent. Ulm 1621.

¹²⁾ Pachtgeld.

¹³⁾ Bähern, im mittelalterl. Latein bacius, ein in den oberdeutschen Städten und in der Schweiz geprägter Silberpfennig, später zu 4 Kreuzern gerechnet.

¹⁴⁾ Plappert, Plapphart — ein ausländischer Pfennig, etwa 3 Kreuzer. Schmeller, B. W. B.

¹⁵⁾ jowiel wie Mauseher.

¹⁶⁾ wippen bedeutet zunächst: auf und niederwachen machen; Rippen ist noch erhalten in unserm Umkippen. Im Handel bedeutet beides das Ausschleiden der schlechteren Münzstücke von den besseren, um erstere in den Umlauf zu bringen, letztere einzuschmelzen. Schmeller, B. W. B.

¹⁷⁾ Kreuzer = der sechzigste Teil des Guldens.

¹⁸⁾ Unold, Gesch. d. St. Memmingen (1826) S. 226.

⁷⁾ kursfähige.

⁸⁾ stürkin ist Eigenschaftswort von Sturz, Weißblech.

⁹⁾ Der Ausdruck erscheint hier in seiner ursprünglichen Bedeutung: was zur Kleidung und Nahrung dient.

¹⁰⁾ Handel treiben.

Glaubensgenossen“ selbst dazu beitragen die Not zu vermehren, die einen durch den Getreidewucher, der das Viertel Haber von 16 und 18 Kreuzern auf 2 Gulden hinauf treibt, andere durch einen Judasdienst, indem sie durch Angeberei bei den Soldaten und Quartiermeistern verhassten oder beneideten Mitbürgern unerträgliche Quartierlasten auf den Hals ziehen. Es bleibe vielen nichts mehr übrig, als daß sie „von häuslichen Ehren lassen und mit Weib und Kindern in das äußerste Verderben hineingedrungen werden.“¹⁹⁾

Fünf Jahre später beginnt Christoph Schorer, der spätere Stadtpfarrer von Memmingen (1618–1671) seine ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit,²⁰⁾ mit der er durch dreißig Jahre hindurch als Mahner, Warner und Erzieher an der Wiederaufrichtung des deutschen Volkstums sich beteiligte. Er benützt die erste Gelegenheit, um dem Getreidewucher zu Leibe zu gehen. Die damaligen Kalender brachten aufgrund der noch in Geltung stehenden Aufstellungen der Astrologie jährliche Bitterungsangaben — Prognostiken — worin bis auf den Monat und Tag prophezeit war, wie die Ernteausichten sich gestalten würden. Daraus suchten die Getreidehändler Vorteil zu ziehen, indem sie im Glauben an die Verlässlichkeit der Prognostiken die Frucht aufkauften und je nachdem zurückhielten oder auf den Markt warfen. In einem Zwiegespräch²¹⁾ läßt Schorer den „Prudentius“ sagen: „Ich bilde mir ein, mein lieber Simplicius, es stecke etwas dahinter, daß du dieses — nämlich, ob das Jahr 1643 fruchtbar sein werde — gern wissen möchtest. Es träumet mir, es sei dein Geiz und Bucher die Ursach. Denn wann du hören solltest, daß das künftige 1643. Jahr ein fruchtbares sein werde, würdest du vielleicht ein Jud werden, Korn und Wein aufkaufen, damit du hernach die Leut schinden und nach deinem Willen alles steigern mögest. Ist ihm nicht also?“ Simplicius antwortet: „Wett, Fritz, du gewinnst es! Warum sollte ich es verlaumen, wann ich etwas zu gewinnen weiß? Sollte ich es unterlassen? Ich muß mich ja auch ernähren und schauen, daß ich meinen Kindern etwas samble.“ Prudentius: „Ich habe bisher vermerket, ich rede mit einem Christen. So höre ich wohl, ich habe mit einem Juden geredet, der doch nicht Hebräisch kann. Ich weiß wohl, daß du und deinesgleichen dich allezeit auf solche Weise verantwortest. Aber es gehet nicht an, wenn ihr schon mit solchen Worten hereintretet und nicht davor angesehen sein wollet, als lauset ihr auf Bucher, sondern nur um etwas weniges zu gewinnen und euerm Haus und Nebenmenschen in der Teurung damit aufzuhelfen. Aber Gott weiß wohl, wie ihr es meint, aus welchem Vorjah ihr alles aufkaufet oder eure Kornkästen (wann es etliche Reizen gibe) und Weinkeller zusperrt. Aber seid gewarnt! Wenn ihr also eure Kornkästen und Weinkeller werdet zusperrn und alles auf Bucher aufkaufen, so bin ich gewiß und glaube festiglich, Gott der Herr, welcher der Armen Gebett erhöret, werde in künftigen Jahr volle Erndt und Herbst geben, euch zu Schand und Spott machen, ja euch und die Curige dahin raffen, daß ihr eures Gutes nicht genießen werdet . . .“

¹⁹⁾ Magister Peter Jund's Gegenbericht an den Rat auf der Herren Kriegsdeputierten Klage wider seine Palmsonntagabendpredigt vom 20. April 1636. Stadarch. Mn. Schutl. 351, 1. Orig.

²⁰⁾ Eine eingehende Würdigung derselben hat W. in Vorbereitung; durch den Oberbibliothekar Dr. O. Hartig in München, der in Schorer den längst gesuchten Verfasser des Sprachverderber“ entdeckte, hat dieser die verdiente Stelle in der Literaturgeschichte erhalten.

²¹⁾ Discursus Prudentii und Simplicii usw. o. O. 1642.

²²⁾ Alt und Neuer Schreib-Calender / sampt der grossen Practica oder Vorlegung / vnd andern notwendigen Dingen / auch einem Nützlichen Hauß Calendar / Aufrs Jahr nach Christi Geburt MDCXLVI. Mit fleiß gestellt vnd beschrieben durch Christ. Schorer von Memmingen, Ulm / von Balthasar Kühnen. (30 Bl. 4°).

Die gleiche Warnung wiederholt Schorer in beweglichen Worten in seinem Kalender für 1646²²⁾: „Gott gebe ein segnetes und fruchtbares Jahr und stürze dadurch alle Korn- und Weinjuden, welchen viel lieber wäre, es erfröre und ersticke alles auf dem Feld, als daß es gerate u. Frucht trage! Daher ihnen auch kein Calendar lieber, als der ihnen Reizen, Hagel und Ungewitter vorschreibt, da sie doch gedanken sollten, obwohl die Sterne dergleichen Ungewitter etwa anzeigen, so könne doch Gott der Herr als ein Herr und Meister des Himmels und der Erden solches zu rückhalten, wo nicht den Frommen zur Ergöglichkeit, doch den Bösen, ja den Korn- und Weinjuden zur Straf . . . O, gedenket, was ihr schindet und schabet! Ueber den gemeinen Mann gehet es, ja über Witwen und Waisen! Scheuet ihr euch nicht, diejenige auszusaugen, zu schinden und das Blut gleichsam aus den Ärgeln zu truden, welcher Herr Gott im Himmel ist? . . . O, die Seuffer der Armen gehen über sich und bringen durch die Wollen hindurch. Sollte es nicht Gott erbarmen? . . . Es steht zwar Geistlichen zu, hiervon weitläufiger zu reden; weisen aber ein Christ den andern zu ermahnen und vor Sünden zu warnen schuldig ist, als habe ich nur nicht abbrechen, sondern nur etwas andeuten wollen. Gott gebe, daß es Nutzen schaffe und wo nicht aller, doch ehlicher Herzen erweiche.“

Schorer wollte, als er dies schrieb, am Oberrhein, in der Nähe von Basel; er hat aber sicher auch schwäbische Verhältnisse im Auge, wie denn der Kalender in Ulm gedruckt und in Schwaben verbreitet worden ist. Ganz aus den Verhältnissen der Heimat heraus, wo Schorer 1654 als bestallter Arzt Amt und Brot gefunden hatte, ist das Bild gezeichnet, das er im Kalender für 1655²³⁾ aufstellt. „Ich will die Ursach wohl sagen, warumb es soviel Juden, das ist Schacherer, Wucherer und Scholderer hin und wieder gebe. Der Müßiggang ist Ursach. Derjenige, welcher kein christliches Gewerbe, keine redliche Kunst, kein Handwerk erlernt oder nur ein Stümper ist, weiß endlich, will er sich ernähren, anderst nichts anzufangen, als Wein und Früchte aufzukaufen, solche auf Mißwachs aufzubehalten und sich hernach mit ander Leut Schaden zu bereichern. Müßiggänger, welche weder Gott noch der Welt nutz sein, die man nitgend zu gebrauchen kann, begeben sich endlich in den Zudonstand und nemmen den Spieß²⁴⁾ über die Achsel, laufen herum, als wollten sie unsinnig werden, ja nicht allein Müßiggänger und welche nichts ehrliches erlernt haben, sondern auch wohl andere, welche in ehrlichen Aemtern sitzen und sich sonst wohl zu nähren haben, lassen sich auch in der Zudenzeit einschreiben und tun solches aus lauter Geiz. Noch andere, welche ehrliche Handtierungen, Gewerbe und Handwerker erlernt haben, sein aber zu faul, mögen nicht arbeiten, geben ihr Handwerk auf, werden auch Zuden-genossen u. vermerken, sie haben eine größere Reputation²⁵⁾, wann sie also in der Stadt herum den Herren gleich spazieren gehen können, und dürfen gleichwohl kaum zehn Gulden vermögen, entlehnen Geld, verstimplen und verderben andern ihre ehrliche Handtierung und schauen, wo irgend etwas zu erschachern, betrügen aber endlich ihren Nebenmenschen und sich selber, worauf hernach das Poenitere [die Reue] und Kopfkrahen, ja Spott und Schand erfolgt . . . Es ist bei dem verwichenen Kriegsweien die Junf der Juden, Scholderer und Wucherer so groß worden, daß kaum eine Handtierung, Handwerk, Kunst oder Amt zu finden, welches davon befreiet [wäre].“

(Schluß folgt)

²³⁾ Alt und Neuer Schreib Calendar / sampt der grossen Practic / oder Vorlegung / vnd andern notwendigen Dingen / auch Historischer Erzählung der denkwürdigen Belagerung des Heil. Reichs-Stadt Memmingen / Aufrs Jahr Christi MDCLV. Mit fleiß gestellt vnd beschrieben durch Christoph Schorer von Memmingen / der Philosophen vnd Arhney Doctor. Ulm. Balth. Kühn. (30 Bl. 4°).

²⁴⁾ Mit dem Judenpieß laufen ist soviel als Wucher-geschäfte machen. Grimm, W. B. Memmen in genau mund-artlicher Form, „nemmet“ = nehmen.

²⁵⁾ öffentliches Ansehen.



November 1923

9. Jahrgang: Nr. 5

Memminger Geschichts-Blätter

Zwanglos erscheinende Mitteilungen des Memminger Altertumsvereins

Druck der Verlags- und Druckereigenossenschaft Memmingen e. G. m. b. H.

Inhalt: Dr. A. Westermann, Die Böhlin zu Memmingen. — D. Friedr. Braun, Spiegelbilder aus der Zeit des 30-jähr. Krieges (Schluß).

Die Böhlin zu Memmingen

Von Dr. A. Westermann (Heidelberg).

Die Memminger Böhlin sind eines der bekanntesten oberdeutschen Geschlechter. Wie Baumann in seiner Geschichte des Allgäus berichtet, sind sie aus St. Gallen eingewandert.¹ Da Baumann seine Quellen leider nicht im einzelnen angibt, ist eine Nachprüfung nicht möglich; die Memminger Quellen enthalten nichts davon. Andererseits läßt Leonhardt in seinem Memmingen im Allgäu die Böhlin schon als adelige Familie im 14. Jahrhundert mit einem Heinrich Böhlin in die Stadt einziehen; damals siedelten sich nämlich eine ganze Reihe von gleichgejinten Genossen in der Reichsstadt an, um des Genusses der städtischen Privilegien und des Schutzes der starken Stadtmauern teilhaftig werden zu können.² Die Annahme Leonhardts stützt sich wohl auf die Angabe der von den Böhlin aufbewahrten Stammbäume aus einer Zeit, da es zum guten Tone des deutschen Adels gehörte, seine Abstammung auf berühmte Helden grauer Vorzeiten zurückzuführen oder wenigstens schon möglichst frühzeitig sich dem Adel zuzurechnen. Dieser Versuchung sind auch die Böhlin erlegen und sie haben sogar zu einer ledigen Fälschung gegriffen, nicht nur um ein ehrwürdiges Alter für ihre Familie herauszukonstruieren, sondern auch um Rechte zu ergattern, die der Familie sonst wohl kaum zugestanden worden wären. Doch hierüber später. Ein Heinrich Böhlin begegnet uns nirgends in unseren Quellen; es ist schon aus dem Grunde kaum wahrscheinlich, daß ein solcher als Stammvater anzunehmen ist, weil der Name Heinrich überhaupt erst im 17. Jahrhundert in der Familie vorkommt, während sich in früheren Zeiten die Namen Erhart, Hans und Conrad für den Genealogen in geradezu unangenehmer Weise häufen.

Ohne mich irgendwie festlegen zu wollen, möchte ich hier auf einen Erhart Böhlin hinweisen, der am 11. September 1318 als Zeuge bei der Verzichtleistung Bertholds des Brunnens auf sein Gut und seine Rechte zu Brunnen zugunsten des Elisabethenlosters in Memmingen genannt wird.³ Möglicherweise haben wir es hier mit einem Sprossen der Böhlin zu tun. Es wäre dann das erstemal, daß der Name, der bald zu den Klangvollsten der Memminger Geschichte gerechnet werden muß, in den städtischen Urkunden auftaucht.

Ist aber, wie gesagt, hier noch Zweifel am Platze, besonders um der stark abweichenden Namensform willen, so kann das von 1340 ab nicht mehr der Fall sein. Von diesem Jahre ab können wir die Familie Böhlin — sie schreibt sich auch Zehlin, Zehlin, Behlin, Behli und ähnlich — fast lückenlos durch den für diese Arbeit gelegten Zeitraum verfolgen. Am 17. September 1340 versammelten sich Cuonrat und Walther die Lerer, Cuonrat der Brem, Johan der Lusner, Cuonrat Behlin und Cuonrat der Hailler, um Recht zu spre-

chen in einer Streitsache zwischen Heinrich von Nesenburg und dem Memminger Spital über die Güter zu Hölzgünz.⁴

Dieses Conrad (Cunz) Haus und Garten lagen, wie die Urkunden vom 24. 7. 1343 und vom 25. 7. 1353 beweisen, am Weppach [Wegbach] zu Memmingen neben Benzhaherers Haus.⁵ Auch am 23. 3. 1349 wird er urkundlich genannt. An diesem Tage bezeugen die Gebrüder Friedrich und Ulrich, Herzöge zu Teck, für sich und ihre anderen Geschwister, daß sie in der Stadt zu Memmingen gütlich und gänzlich mit dem ehrbaren Manne Cuonrat dem alten Behlin, Bürger daselbst, übereingekommen sind über alle Forderungen und Ansprachen, die ihr Vater sel. Herzog Friedrich zu Teck und ihre Mutter sel. Frau Anna Gräfin von Hohenstein, „mit im je ze schaffent gehabt haben.“ Welcher Art diese Forderungen waren, wird nicht näher ausgeführt. Später um 1407, zinst ebenfalls ein Cuonrat Zehlin der alt der Stadt von seinem Hause am Markt 14 3 und von einem anderen Hause an der Niedergasse 3 3. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese beiden Cunz die gleichen sind; ist das der Fall, so wäre der zuerst genannte Conrad überhaupt alt geworden: denn wenn er 1340 als Richter auftritt, muß er doch mindestens vor 1320 geboren sein; das ergäbe für ihn im Jahre 1407 ein Alter von fast 90 Jahren. Bei der Spärlichkeit unseres Materials läßt sich freilich der Zweifel einstweilen nicht gut auflösen; doch bin ich aus später noch anzuführenden Gründen eher geneigt die beiden Cunz für verschiedene Personen zu halten.

Ueberhaupt fließen unsere Böhlin-Quellen in der 2. Hälfte des 14. Jahrh. recht dürftig: So hören wir am 23. 6. 1379 von einem Hans Böhlin, der dem Abt zu Rot 50 Pfund Heller leiht und dafür zum Pfande das Gut zum Engelhart erhält.⁶ 1397 ist von einem Erhart Böhlin sel. Kindern die Rede; sie hatten von der Stadt jährlich 40 fl. Zins — für die damalige Zeit schon ein nettes Stämmchen — zu beanspruchen.⁷ Das ist aber auch alles; wer Hans und Erhart Böhlin sel. ist, wer die Kinder sind, erfahren wir nicht, sie begegnen uns auch nicht weiter. Um jene Zeit dürfte auch Gut Zehlin, die Gattin Oswalt Stundlos, gelebt haben; ihr Jahrtag steht im Stiftbuch des Spitals — leider ohne Zeitangabe — verzeichnet;⁸ ein Oswalt Stundlos aber ist 1361 Besitzer eines freigeigen Gütleins zu Volkraats Hofen.

Von 1400 an mehrten sich dann die Nachrichten über die Böhlin. In diesem Jahre sitzt ein Erhart im Rate; ihm wird damals in Gemeinschaft mit Hans Walther die neuerrichtete Pflege des Schottenlosters übertragen.⁹ Für dieselbe Zeit bewahrt das Memminger Archiv Verzeichnisse derjenigen Bürger auf, die bei eintretender Gefahr die einzelnen Tore zu besetzen hatten.¹⁰ Die Aufgeführten

¹) St.-M. Memm. Bd. 41. 2°.

²) St.-M. Memm. Bd. 1. 2°.

³) St.-M. 25. 1.

⁴) St.-M. Memm. 266/2. Bl. 15. Dieses im ältesten Denkbuch stehende Zinsregister ist undatiert; seine Aufstellung muß in die Zeit von 1407 fallen.

⁵) St.-M. Bd. 8 2°. ⁶) St.-M. 266/2. ⁷) St.-M. Bd. 11a. 2°. ⁸) Baumann II. 422. ⁹) St.-M. 266/2.

¹) II, S. 605.

²) Leonhardt S. 254.

³) St.-M. Memm. Bd. 48. 22°.

mußten, sobald die Sturmglocke ertönte, den angewiesenen Platz unverzüglich einnehmen, um das ihnen anvertraute Tor mit Leib und Leben zu verteidigen. Auch bei Ausbruch eines Feuers war eine solche Vorsichtsmaßregel am Platz, denn die dadurch leicht entstehende Unordnung im Innern konnten äußere Feinde sich zu Nutze machen und sich der Tore und Stadtmauern bemächtigen. Der Mannschaft eines jeden Tores waren ein bis zwei Ratsmitglieder als Hauptleute vorgelegt. Wir finden daher auch unseren Erhart Böhlin, und zwar mit dem Zusatz „der ältere“ um die Jahrhundertwende als Hauptmann des Lindentürleins und von 1405 an als Hauptmann des Ralstors. Gleichzeitig sind „der alt Böhlin“ — vielleicht der obengenannte Cuong — und jung Erhart Böhlin der Mannschaft des Niedergastentores zugewiesen.

Beide Erhart begegnen uns wieder in dem städtischen Zinsregister von etwa 1407, in dem, wie schon erwähnt, auch Chuong Böhlin der alt verzeichnet steht.¹² Erhart der alt Böhlin zinst vom Garten an der brantlin ar Puren 6 Schillinge, vom Garten an der Wöhlgasse 8 3, vom Stadel 1 3, vom Ader beim Bogenbrunnen 2 3, von einem Ader bei St. Lienhart 3 3 und von einem weiteren Ader ebendort 2 3. Erhart der junge aber hat 4 3 von einem Hause zu entrichten, das er anscheinend von dem Memminger Bürger Schapprun — wie wir noch sehen werden: seinem Schwager — gemietet hatte.

Alle diese Angaben jedoch entbehren jeglichen Hinweises auf die Verwandtschaft der einzelnen Böhlin zu einander und wir würden ratlos dastehen, wollten wir versuchen auf Grund derselben einen Böhlin-Stammbaum zu konstruieren. Dazu hilft uns nun ein anderes Mittel. Die Böhlin waren nämlich fromme Leute und als solche sorgten sie dafür, daß die Nachwelt ihrer an einer Reihe von Jahrtagen im Gebet gedenten sollte.

So ergeben am Montag nach dem Sonntag Inocavit [24. 2.] 1455 der derzeitige Bürgermeister zu Memmingen Hans Böhlin und seine Schwester Anna Haingel dem Spitalmeister ihr in der Steinbacher Pfarre gelegenes Gut zum Engelharz nebst einer ganzen Reihe namentlich aufgeführter Zinsen.¹⁴ Dafür sollten von den Spitalbrüdern an den Vorabenden der vier Quatemberzeiten eine Vigilie und an den folgenden Morgen ein Seelamt gefungen sowie eine Messe gelesen werden. Dabei soll man gedenken „Hansen Behlins und Annen Hainklinin seiner Schwester; Hainrich Hainkel, min der ehgenanten Annen Hainklin elichen würk; Erhart Behlins min und des obgenannten Hansen Behlins vatters, Margrethen Stöffin und Margreten Mäggin zwayer deselben Erhart Behlins huffrawen; Brülen Imhof und Hilgarten Clamerin zweier min des obgenannten Hannsen Behlis elicher huffrawen; Josen Underhinds mins bruders; Brülen Hanoltin, miner Schwester und Elsen Schödtin miner Båfen und aller unser vorder und nachlomen“. Zu dieser Stiftung hatte dann des alten Cunrat Böhlin Tochter Clara Schapprunin eine Zustimmung gemacht.¹⁵

Hier haben wir nun ganz klar drei Generationen der Familie Böhlin vor uns — und zwar, wie schon vorweg bemerkt werden soll, der Böhlin von Ungerhausen¹⁶ —: nämlich Conrat den alten als Stammvater, Erhart und seine Schwester Clara in der zweiten und Hans, Anna, Jos und Ursula in der dritten Generation.

Auch nach St. Martin haben die Böhlin mehrere Jahrtage gestiftet, u. die Einträge in das dortige Jahrtagsbuch¹⁷ liefern noch mehrere wünschenswerte Ergänzungen. So können wir als Kinder des eben aufgeführten Stifters Hans noch unzweifelhaft feststellen: Hans, Erhart und Aga-

¹² St.-M. 266/2. Die „Breite“ lag im Ralcher Feld; Genaueres ist bisher nicht zu ermitteln. Der Bogenbrunnen heißt 16. Th. Vogel, und noch später Vogelsbrunnen und ist das Quellbächlein zum Weiher der Neuen Welt. Die Lage der — nur hier erwähnten — Wöhlgasse ist unbekannt.
¹⁴ St.-M. Bd. 8. 20. ¹⁵ St.-M. Bd. 11a. 20.

¹⁶ Ich nenne sie der Bequemlichkeit wegen jetzt schon so, obwohl Ungerhausen erst 1503 in Böhlinischen Besitz übergeht.
¹⁷ H.-Staats-M. München, Calend. ¹⁸ ebdort Bl. 38.

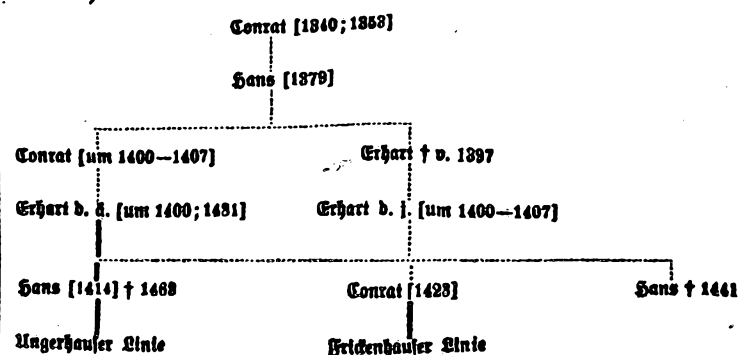
the, letztere als die Ehefrau Wilhelm Bessers von Ulm; damit haben wir die vierte Generation. Des letztgenannten Erhart Gattin war Felizitas Imhof.

Besonders wertvoll ist dann — da wir hier die späteren Böhlin von Frickenhausen vor uns haben — die Aufzeichnung des Jahrtages für einen weiteren Erhart: Gedentent Erhart Behlis des eltern vnd [mit anderer Hand nachgetragen: Elisabeth Laugingerin] Barblen Imhof seiner wirtin: Leonhart Behlins fins luns, Brülen Sänstin seiner wirtin: Hansen Lauginger, Barblen Langenmantlin seiner wirtin: Hainrich Im Hof, Elisabeth seiner wirtin, die des alten Erhart Behlis vatter vnd muter, schweher vnd schwieger jend gewesen.¹⁸

Also auch hier drei Generationen: 1. Conrat, 2. Erhart und 3. Leonhart: und aus anderen Einträgen läßt sich noch der sichere Schluß ziehen, daß Schwester Erharts waren Anna, die Ehefrau des Hans Schermair und Elise, die Frau des Hans Rudolf.

An der Spitze der Ungerhäuser wie auch der Frickenhäuser Linie erscheint somit ein Conrat. In welchem Verhältnis stehen diese beiden zu einander? Unsere archivalischen Quellen geben auf diese Frage keine Antwort, nur soviel ist sicher, daß der Stammvater der Frickenhäuser jünger sein muß als der der Ungerhäuser; darauf werden wir schon gebracht, wenn wir die bei den einzelnen Mitgliedern der beiden Linien feststehenden Jahreszahlen miteinander vergleichen. Der Frickenhäuser Conrat könnte ganz gut der Sohn, ja sogar der Enkel des Ungerhäuser Conrat sein. Und letzteres scheint auch Bucelinus anzunehmen,¹⁹ freilich nicht auf der in den obersten Generationen völlig ungläubwürdigen Tafel der generosissimorum baronum Vöhlin a Frickenhausen sondern auf der unmittelbar darauf folgenden Tafel der pervetustae familiae Vöhlin, patriciorum Augustanorum. Hier wird Conradus Böhlin, uxor Ursula Stöffin, als Enkel des Conradus Böhlin, uxor 1. Anna, 2. Elisabetha eingelegt und bei Conrad Böhlin-Stöf' Sohn Erhardus wird bemerkt a quo barones a Frickenhausen. Die Fortsetzung fehlt auf dieser Tafel: sie ist zu finden auf der ersten Tafel, und zwar von Erharts Sohn Leonhart ab. Ich selbst glaube aber die Abzweigung der späteren Frickenhäuser Linie noch früher ansehen zu sollen. Wäre Conrat Böhlin-Stöf ein Bruder von Hans Böhlin-Imhof-Clamer und Geschwister, wie auch Stetten annimmt²⁰, so würde sich doch wohl in einer der beiderseitigen Jahrtagsstiftungen irgend ein Hinweis auf die nahe Verwandtschaft finden lassen. Das ist aber keineswegs der Fall. Entweder ist nun Conrat Böhlin-Stöf ein Bruder des Erhart Böhlin-Stöf-Magg oder aber sein Vater ist einer jener beiden Erhart, von denen der eine als 1397 verstorben erwähnt wird, der andere uns 1400 als Ratsherr bzw. 1405 als Hauptmann des Ralstors schon begegnet ist.

Weiterhin ist es möglich noch jenen Hans Böhlin, dessen 1379 als Pfand erworbenes Gut zum Engelharz 1455 als Dotation für den Böhlinischen Jahrtag an die Spitalbrüder übergeht, einzureihen: Er gehört zu den Ungerhäuser Böhlin, das läßt sich schon aus dem Besitz des Engelharzhofes ableiten. Da nun die Stammsfolge dieser Linie von Conrat abwärts feststeht, so bin ich geneigt, den Erwerber des Engelharzhofes als Vater Conrats einzusetzen. Dessen Vater könnte hinwiederum der um die Mitte des 14. Jahrhunderts genannte Cuonrat Böhlin sein, welcher letzteren man dann als gemeinsamen Stammvater beider Böhlinischen Linien betrachten könnte:



Nachfolgend wenden wir uns zuerst der Ungerhauer Linie zu. Sie stammt also von jenem Chuonh Fehlin ab, der um 1407 der Stadt aus einem Hause am Markt und aus einem Hause an der Niedergasse den aus der Zeit der Stadtgründung noch auf den Grundstücken lagern- den Rekognitionszins schuldete. Bucelinus gibt diesem Conrat auf der 2. Böhlin Tafel im 2. Bande a. a. O. zwei Frauen, eine Anna und eine Elisabeth. Im 3. Bande befaßt er sich nochmals mit Böhlin, ebenfalls wieder auf zwei Tafeln. Auf der ersten bringt er fast genau die gleichen Angaben wie auf der zweiten Tafel des 2. Bandes. Hier hat jedoch Conrat nur eine Frau, eine Elisabeth Heilgräbin aus Augsburg.

Der Sohn Conrats ist Erhart. Er ist der „jung“ Erhart Böhlin, der um 1400 zur Besatzung des äußeren Niedergassentores gehörte und um 1407 in dem Hause seines Schwagers Schapprun in der Altstadt wohnte. Er ist es auch, der 1431 für die alte Mäggin — wohl seine Schwägermutter — einen Denar von der Stadt in Empfang nimmt, welchen der städtische Ausgeber jährlich für ein nicht weiter genanntes Objekt zu entrichten hatte.²¹

Verheiratet war Erhart zweimal. Zuerst mit Margarethe Stoß, der Tochter des Hans Stoß und einer Mechtild M., sodann mit Margarethe Magg, Tochter²² des Hermann Magg und der Irmlen M. In dieselbe Familie Magg — wohl aus Augsburg herstammend — heiratete Erhart Böhlin's Schwester Elisabeth hinein, deren Ehegatte Hans Magg ein Sohn²³ Hans Maggs und der Anna Herbolt war. Eine zweite Schwester Erharts war Clara, vermählt mit Conrat Schapprun. Sie errichtete nach dem Tode des Gatten am Sonntag Lätare [21. März] 1421 eine ewige Messe mit einem eigenen Meßplan auf den Bartholomäusaltar zu St. Martin in Memmingen.²⁴ Die Pfründe wurde außer mit einem Häuslein hinter St. Martin am Pfarrhofe noch mit 7½ fl. jährlicher Zinsen und mit dem dritten Teil des Laienzehnten zu Beningen, der 1 Malter Korn abwarf, begabt. Von Anfang an war die Lehenenschaft der Messe an Bürgermeister und Rat übertragen: in Memmingen eine Seltenheit, da das Ehepaar Schapprun zahlreiche Kinder hatte und es sonst der Brauch war, das Patronat möglichst lang nicht nur der eigenen Familie, sondern nach deren Absterben womöglich noch der Blutsverwandtschaft zu erhalten. Das Patronat bot ja immer ein bequemes Mittel einem Familienmitglied durch Uebertragung der Meßpfründe ein gesichertes Auskommen zu verschaffen. 1455 war Clara noch am Leben; sie machte damals, wie schon erwähnt, eine Zuzuführung zu ihres Neffen Seelamtsstiftung in der Spitalkirche.²⁵

Eine weitere unverheiratete Schwester war anscheinend noch die Jungfrau Elise Böhlin, die mehrfach in dem Jahrbuch in Verbindung mit den anderen Geschwistern genannt wird.

Erharts Kinder werden in der Stiftungsurkunde von 1455 namentlich aufgeführt: es sind Hans, Anna, Jos und Ursula. Die Mutter der beiden ersten war Margarethe Stoß, ob auch der beiden anderen erscheint zweifelhaft. Von den Töchtern war Anna mit Heinrich Hainkel verheiratet. Schon 1413, als sie ihres Mannes Schwester Sohn Hans Rupp ein Gütlein zu Buzach zu freiem Eigen übergab, war sie Witwe.²⁶ Sie hat dann auch späterhin nicht wieder geheiratet, denn 1455 bei der Stiftung des Böhlin'schen Jahrtages in der Spitalkirche bezeichnet sie sich noch als Heinrich Hainkels Witwe. 1451 wohnte sie als hoch besteuerte Bürgerin zusammen mit ihrem Bruder Hans in den Böhlin'schen Häusern am inneren Ralch.²⁷

Ihre Schwester Ursula Honold ist nur durch die verschiedenen Jahrtagsstiftungen bekannt, ebenso wie ihr Bruder Jos, der den Uebernamen Underfin führte. Woher dieser Name stammt, ist nicht recht ersichtlich. In Memmingen gab es eine Familie dieses Namens, die in naher Beziehung zu den Böhlin gestanden hat. Das Jahrtagsbuch von St. Martin berichtet darüber: Item gedenkent om gottwillen Josen Underfins, vnd Eingen Underfins vnd Adelhaitten seiner wirtin; vnd Hermann Maggen vnd Irmlen seiner wirtin; vnd Gretten Fehlinin Erhart Fehlin's wirtin; vnd Josen [d. h. Böhlin gen.] Underfins; vnd Irmlen Fehlinin [Böhlin] vnd Elsen Schottin in ihrer tochter.²⁸ Das letzte ist ein Irrtum des eintragenden Priesters: Else Schott ist die Base Erhart Böhlin's. Mir scheint aus dem Eintrag hervorzugehen, daß Irmlen Magg, die Mutter Grete Böhlin's, eine geborene Underfin war; ihre Enkel sind dann Jos und Irmlen Böhlin. Der zuerst genannte Jos Underfin ist unverheiratet; das Ehepaar Egin und Adelheid Underfin haben keine Kinder; der Stamm ist im Aussterben begriffen. Da ist es leicht denkbar, daß Jos Böhlin als nächster Verwandter von einem der Underfin adoptiert wäre und von da ab den Namen Underfin führte. Auch hier haben wir also wieder schwankenden Boden unter den Füßen.

Anders ist es bei Hans Böhlin, dem Sohne Erharts und der Margarete Stoß. Mit ihm beginnt die Reihe der Böhlin, die nun durch mehrere Generationen hindurch in Memmingen sowohl wie in Augsburg, wohin Hansens gleichnamiger Urenkel übersiedelte, nicht nur in politischer sondern auch in kommerzieller Beziehung eine bemerkenswerte Rolle spielen. Von Hans selbst fehlen uns freilich urkundliche Belege, daß er sich schon mit Handel betrafft habe. Immerhin läßt die Bemerkung Rüblings, Wilhelm Besserer sei schon 1440 in das Böhlin'sche Handelshaus in Memmingen eingetreten, den berechtigten Schluß auf eine kaufmännische Tätigkeit Hans Böhlin's zu. Wie dem aber auch nun war, sicherlich hat er in finanzieller Hinsicht den Grund gelegt für die weitausgreifenden Handelsunternehmungen seiner Söhne.

Am frühesten stoßen wir auf seinen Namen in einer Aufzeichnung solcher Geldposten, die die Stadt jährlich an Bürger und Ausleute zu entrichten hatte. Die Stadt brauchte Geld und war gezwungen Anlehen aufzunehmen oder Leibgedinge [Leibrenten] zu verkaufen. Dies war ihr natürlich lieber, da sie das vereinnahmte Kapital nur während der Lebenszeit des Käufers — höchstens auch noch während der seiner Frau und seiner Kinder — zu verzinsen und nicht aber wieder zurückzahlen hatte, während das bei Darlehen natürlich geschehen mußte. Während die Stadt im ersteren Falle 1 bis 13 Proz. der vereinnahmten Summe jährlich aufzubringen hatte, beliefen sich die Zinsen eines Anlehens durchschnittlich auf 5 Proz. Ein solches Darlehen nun hatte die Stadt im Jahre 1414 Hanslin Fehlin mit 39 Pfund Heller zu verzinsen.²⁹ Die Anwendung der Verkleinerungsform Hanslin läßt auf ein noch jugendliches Alter unseres Hans schließen. Und wenn wir 1422 hören, daß Hans Zollern zu dem Kriegszuge gegen Zollern auf Grund seiner Steuerveranlagung zur Stellung eines Berittenen verpflichtet war, dafür aber Geld gab,³⁰ so mag das seinen Grund ebenfalls in seinem noch nicht waffenfähigen Alter haben. In späteren Jahren beteiligte er sich persönlich an den kriegerischen Unternehmungen seiner Vaterstadt, und hier finden wir ihn denn auch in leitender Stellung. 1442 bekleidete er z. B. bei dem Zuge der Städter gegen die den Hegau unsicher machenden Edelleute das Amt eines Hauptmanns, d. h. Kriegsrates.³¹ Nachdem sich die Völker — Memmingen beteiligte sich mit 20 Mann zu Fuß und 150 Fußknechten, auch die große „Bürge“ wurde mitgeführt — in Ueberlingen gesammelt hatten, zog man vor die Schrotburg. Nach kurzer Belagerung gelang es der Besatzung heimlich zu entweichen, die Feste fiel in die Hand der Städter und wurde gründlich zerstört. Nicht besser ging es der Burg in Schöna u., dem Stauffen und dem

²¹⁾ Germ. topo.-chron.-stematogr. II b Ulm 1662.

²²⁾ Stetten, Gesch. d. adel. Geschl. Augsburg, S. 230.

²³⁾ St. A. Memm. 266/2 Bl. 10.

²⁴⁾ HStA. Münchner Kalender Bl. 1.

²⁵⁾ Ebd. Bl. 2.

²⁶⁾ Sonthheimer I, S. 470.

²⁷⁾ St. A. Bd. 11a. 2^o.

²⁸⁾ St. A. Bd. 1. 2^o.

²⁹⁾ St. A. Bd. 428 in Verb. mit 227. 2^o.

²⁷⁾ HStA. Calend. Bl. 1.

²⁸⁾ Memm. 315/1.

²⁹⁾ St. A. Memm. 266/2 Bl. 107.

³⁰⁾ Leonhardt, S. 274.

schönen Schloß Wasserburg. Auch Dörfer des Feindes gingen in Flammen auf und wurden der Plünderung überliefert. Sehr lange dauerten solche Streifzüge nie; hatte man sich genügend herumgelaufen und seiner Mord- und Raublust, die nicht nur auf Seiten der Ritterschaft zu finden war, genügend gestillt, so vertruß man sich ebenso leicht wieder bis zum nächsten Mal und zog befriedigt wieder heim. Auch dieses Mal hatte der Kriegszug kaum 3 Wochen gedauert.

Hans Böhlin hatte seinen Posten als Hauptmann wohl weniger seinen strategischen und kriegerischen Eigenschaften zu verdanken, als dem Umstande, daß er schon damals dem städtischen Räte angehörte. Die Ratslisten sind für jene Jahre leider verloren, aber die älteste noch vorhandene, die aus dem Jahre 1446, führt unseren Hans schon als Bürgermeister auf; normaler Weise müssen wir ihm vorher einige Amtsjahre als Ratgeb oder Großzunftmeister zuweisen. Als Ratgeb betätigte sich Hans ferner in den Jahren 1447, 1453, 1455, 1456 und 1450; Großzunftmeister war er 1452, Stadtmann 1449 und 1450. Und an der Spitze der städtischen Regierung als Bürgermeister finden wir ihn in den Jahren 1446, 1451, 1455 und 1457. Bei der Neuwahl 1459 schied Hans Böhlin nach langjähriger Rats-tätigkeit aus der höchsten städtischen Behörde aus²¹. Den Grund werden wir in den zunehmenden Beschwerden des Alters suchen dürfen, aber ganz wollte die Stadt doch nicht auf seine Dienste verzichten, man übertrug ihm das Amt eines XIIer. In diesem Richterkollegium saßen neben den jungen und aufstrebenden Talenten, die sich erst die Sporen in der städtischen Verwaltung verdienen wollten, reife und abgeklärte Männer als Gewähr dafür, daß das Recht nach alter Gewohnheit gefunden und gesprochen wurde. Jedoch schon im darauffolgenden Jahre stellte er auch hier seine Tätigkeit ein und zog sich vollends ins Privat-leben zurück.

Das Haus Hansens Böhlin stand am Rald; es hatte Vorder- und Hinterhaus und der Besitzer war verpflichtet der Stadt eine noch aus dem Reichszins herrührende jährliche Abgabe von 12 S zu entrichten²². In späterer Zeit — jedenfalls kurz vor 1442, in welchem Jahre Hans Amman der Bisher als Zinszahler namhaft gemacht wird — muß ein Wohnungswechsel stattgefunden haben; das neue Heim lag, wie aus dem Steuerbuch von 1450 zu ersehen ist, unmittelbar daneben. Es muß eines der alten hochgiebeligen Patrizierhäuser am jetzigen Kräutlermarkt sein.

Mit 20 Pfund 10 Schilling Heller Steuer, die einem Vermögen von 5623 Gulden entsprach, stand Hans Böhlin 1450 in der Reihe der wohlhabendsten Bürger²³, und daß er es verstand seinen Reichtum auch nach außen hin zu zeigen, können wir an der die Memminger Bürger in nicht geringe Aufregung versetzenden Pracht sehen, mit der 1456 die Hochzeit seiner Tochter Agathe mit dem jungen Ulmer Wilhelm Besserer gefeiert wurde²⁴.

Merkwürdig wenig wissen wir über den äußerst ädeltischen Besitz der Böhlin. Das von den Ahnen ererbte Gut zum Engelhart versuchte er — wohl schon in dem Gedanken an die zukünftige Schenkung an die Spitalbrüder — abzurunden; so kaufte er am 21. November 1447 einen dorthelbst gelegenen Acker um 7 Pfund Heller²⁵. Das Gut wurde übrigens nicht von ihm selbst bewirtschaftet; es war ein Bauernhof und an Adam Broger vergeben; der mußte dafür jährlich dem Eigentümer 2 Malter Hafer, 3 Pfund Heller Heugeld, 50 Eier und 4 Hühner entrichten²⁶. Diese Gült kam dann später auch dem Spitalmeister und seinen Brüdern zu gute.

Ein weiterer auswärtiger Besitz Hans Böhlin's war der alte Burgstall, genannt der Stein an der Glinz; doch mußte er sich in diesen Besitz mit Jtal Leutkircher und Wilhelm Besserer teilen. 1448 veräußerten sie die Burg an Hans von Stein²⁷, dessen Vorfah-

ren hier schon früher gehaust, sich ihres alten Stammsitzes aber wohl wegen drückender Schuldenlast hatten entledigen müssen. Hatte Hans Böhlin schon hiermit dem Hause Stein einen wichtigen Dienst erwiesen, so kam er einige Jahre später, 1457, noch einmal in die Lage, denen von Stein ein altes gefährdetes Recht zu retten. Es war zwischen Hans von Stein von Ronsberg dem Jungen und dem Memminger Spitalmeister ein heftiger Streit entbrannt, wem die Kirchenlehenhaft und das Vogtrecht zu Ungerhausen zustehe. Troßdem der Spitalmeister die alten Kaufbriefe und gar die päpstliche Bestätigung des Patronatsrechtes vorlegte, sprachen am Ostermontag in den Osterfeiertagen [19. April] 1457 Bär von Ronsberg, der Memminger Bürgermeister Alexi Gäh und Hans Böhlin dem jungen Stein das strittige Objekt zu, wofür er freilich dem Spitalmeister zur Entschädigung für die von diesem eingelezten Pfarrer 120 fl. auszahlen mußte²⁸.

Am 14. April 1463 starb Hans Böhlin; seine irdischen Reste wurden in St. Martin beigesetzt²⁹.

Hans war zweimal verheiratet³⁰. Seine erste Frau, Ursula, die Mutter seines Sohnes Hans, hatte er sich aus dem in Memmingen seit altersher nachweisbaren, später in Augsburg sitzenden Geschlecht der Jmhof geholt. Nach ihrem Tode suchte er sich in Hildegard Clamer eine neue Lebensgefährtin, die denn in der Folge die Mutter seiner anderen beiden Kinder Erhart und Agathe, wurde³¹.

Wer die Eltern der Hildegard Clamer waren, läßt sich einstweilen nicht mit Sicherheit feststellen. In den Memminger Archivalien kommt ein Hans Clamer mehrfach vor. So heißt es im Bürgerbuch zum Jahre 1405: Eodem Anno ist burger worden [Johannes] Clammer in all wise als sin stüffatter Herman Tumair³². Die Tumair gehörten zum städtischen Patriziate, und da 1422 auch ein Hans Clammer Mitglied der Großzunft war³³, so dürfte dieser mit dem 1405 eingewanderten Johannes identisch sein. Hans Clamer begegnet uns ferner 1427: am Montag vor Judica [31. März] ergibt ein Hanns Clamer, Bürger in Memmingen, dem Spital 30 Schilling Heller jährlichen Zins aus einem Hofe zu Eberbach, damit von diesem Gelde sein Jahrtag begangen werden soll³⁴. 1430 ist Hans Clamer Bürgermeister in Memmingen. Da sich nun kein weiterer Clamer nachweisen läßt, so dürfen wir wohl in ihm den Vater der Hildegard Böhlin sehen. Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß 1443 ein Hans Clamer auch anlässlich einer Stiftung in Ulm als Gatte der Elisabeth Leo, Schwester des Jörg und Wilhelm Löw — und damit Tochter des Jtal Löw und der Elisabeth Neithart — genannt wird³⁵. Die Neitharts aber standen durch den Memminger Ratschreiber Marquart Neithart mit der Nachbarstadt in enger Beziehung, so daß eine Anknüpfung zarter Bande zwischen dem Memminger Hans Clamer und der Ulmerin Elisabeth Leo sehr gut denkbar ist.

Ueber den jüngeren Sohn des Hans, Erhart mit Namen, liegen nur wenige kurze Nachrichten vor. Er war in kinderloser Ehe mit Felicitas Jmhof verheiratet. Seit 1467 widmete er sich dem städtischen Dienste und hier finden wir ihn bis 1480 abwechselnd als Dreizehner, Ratgeb und Bürgermeister tätig. Letzteres Amt bekleidete er fünfmal, und zwar in den Jahren 1472, 74, 76, 78 und 80³⁶. Die Aufzeichnung Schorers von der Teilnahme Erharts an dem Reichstage in Regensburg im Jahre 1471 muß starken Zweifeln begegnen³⁷. Er war in jenem Jahre Dreizehner, also nicht Mitglied des Rates; es wäre somit ganz gegen die Regel, wenn man ihn, der zudem erst einmal Ratgeb war, mit einer so wichtigen Mission betraut hätte.

²¹) St.-M. 8. 2°.

²²) Schorer, S. 31.

²³) H. St. M. Mch. Calend. Bl. 27.

²⁴) St.-Bibl. Augsburg, Genealogia Hainzeliana.

²⁵) H. St. M. Mch. Lit. 74, Bl. 4.

²⁶) St.-M. 266/2, Bl. 107.

²⁷) St.-M. 1. 2°.

²⁸) Bazing, Urk. z. Gesch. d. Pfarrkirche in Ulm. S. 69.

²⁹) St.-M. Memterbücher.

³⁰) Schorer, S. 35.

³¹) St.-M. Memterbücher.

³²) St.-M. Städt. Zinsregister.

³³) St.-M. 427. 2°.

³⁴) Schorer, S. 21.

³⁵) St.-M. 8. 2°.

³⁶) Baumann, II. S. 600.

In der Tat befindet sich auch im Memminger Archiv ein Verzeichnis der Reichstagsteilnehmer und hierin werden Hans Spun und Ulrich Zehender, die Führer der aus der Gemeinde gegen die Geschlechter sich regenden Opposition, nomhaft gemacht.⁴⁷ Dabei ist es nicht ausgeschlossen, daß Hans in privaten Angelegenheiten damals gerade in Regensburg weilte und vom Kaiser empfangen wurde. Vielleicht vertrat er auch die Geschlechter in ihrer Anklage gegen die Zünfte.

Erhart war Teilhaber der Böhlin-Gesellschaft; aber auch hier hören wir nur ganz gelegentlich von ihm, und zwar immer nur dann, wenn die Gesellschaft eine ihrer zahlreichen frommen Stiftungen macht. Wir werden gleich darauf zurückkommen.

Während Erhart im Februar 1484 sich noch bei einer solchen Stiftung beteiligte, ist 1485 schon von ihm als einem Verstorbenen die Rede.⁴⁸

Hans Böhlin widmete, ebenso wie sein jüngerer Bruder, seine Zeit teils dem städtischen Dienste teils den eigenen Handelsgeschäften. Es ist überaus bedauerlich, daß wir über die Anfänge des für den oberdeutschen Handel so wichtigen Geschäftshauses der Böhlin so ganz von unseren Quellen in Stich gelassen werden. Auch für die Folge sind wir auf das allerdürftigste Material angewiesen, und dieses gibt uns eigentlich immer nur Kunde von der Fortdauer der Böhlin-Gesellschaft. Eine Erweiterung unserer Kenntnis vom oberdeutschen Handel geben diese wenigen Notizen in keiner Weise. Wir erfahren nur aus der Firma des Hauses, daß als langjährige Teilhaber die Brüder Hans und Erhart und ihr Vetter Erhart d. ä. von der Friedenshäuser Linie, und zwar letzterer, als der an Jahren älteste, als Leiter des Hauses, anzusehen sind.

Ein weiterer Teilhaber war Wilhelm Besserer von Ulm, der 1462 als Schwager von Hans u. Erhart mit 3000 fl. Einlage sich an dem Geschäft beteiligte, nachdem er schon vorher als Faktor für das Haus tätig gewesen war. Ob Besserers beide Söhne ebenfalls Teilhaber waren, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen, jedenfalls aber waren sie Angestellte der Firma. Endlich sind uns noch Conrad Böhlin, der Sohn des Hans und Anton Weller, seit 1479 der Schwiegersohn des Hans, als Teilhaber bekannt. Besonders der letztgenannte verstand es mit seinem glänzenden kaufmännischen Talent die Firma zu einer der geachteten des damaligen Welthandels zu erheben. Er war es aber auch, der die Verlegung des Hauses von Memmingen nach Augsburg, dem Brennpunkte des oberdeutschen Handelsverkehrs, betrieb und nach dem Tode der drei Begründer auch durchführte. Die Böhlin-Gesellschaft hat dann bald darauf eine Umwandlung erfahren; sie ging 1498 in die schon von Anton's Vater, Lukas Weller, und dessen Brüdern gegründete und mit ihr in enger Beziehung stehende Weller-Gesellschaft über, deren Schicksale sie dann teilte. Wie angesehen die Böhlin-Gesellschaft in der Handelswelt da stand, ersehen wir am besten daraus, daß die Weller-Böhlin-Gesellschaft in der ersten Zeit nach der Verschmelzung häufig geradezu nur Böhlin-Gesellschaft genannt wurde.

Die Handelsbeziehungen der Böhlin waren hauptsächlich — soweit wir wenigstens unterrichtet sind — nach Süden gerichtet. Mailand und Venedig waren das Ziel, aber auch Tirol mit seinen Erz- und Silber-schätzen zog die Aufmerksamkeit der Böhlin an. Am Silberhandel war die Gesellschaft 1490 sicher beteiligt.⁴⁹ In Venedig erscheinen sie schon frühe: 1493 empfiehlt wenigstens der Doge Agostino Barbarigo die Böhlin-Gesellschaft dem Herzoge Lodovico Moro mit der Bemerkung, daß sie schon lange mit Venedig Handel trieben.⁵⁰ Warum die Empfehlung des Dogen für nötig erachtet wurde, läßt sich nicht vermuten, denn schon vorher haben wir Zeugnisse von Handelsbeziehungen der Böhlin zu Mailand. So hatte der Mailänder Herzog ihnen schon

1488 und wiederum 1490 einen Passierschein für seine Staaten ausgestellt,⁵¹ und 1492 lassen die Böhlin durch Anton Fugger die Mailändische Münze an die Begleichung einer noch unbezahlten Schuld erinnern.⁵² Aber auch nach Osten zu trieben die Böhlin ihren Handel. Wir hören 1494 von einer Faktorei des Hauses in Nürnberg.⁵³ Ihr stand ein Leonhart Walther als Faktor vor. Sicher sind die Böhlin aber schon 1453 in Nürnberg tätig, denn wir finden damals Erhart Böhlin unter den Revisoren der Nürnberger Geschäftsbücher der großen Handelsgesellschaft „Arzt-Gossenbrot-Altstadt-Paumgartner“. Das ist doch sicher ein Zeichen dafür, daß die Böhlin sich auf dem Boden des Nürnberger Handels sicher fühlten.⁵⁴ In Wien finden wir in den 1450er Jahren den Hans Böhlin tätig. Auch hier hatte die Gesellschaft ihr „Gelioger“.⁵⁵ Beide Faktoreien wurden später in das Weller-Böhlin'sche Geschäft übernommen. Daß der Handel nach dem Niederrhein nicht ganz vernachlässigt wurde, zeigt die Erwähnung des Kölner Peter Lügenkirchner als Böhlin'schen Kommissionärs.⁵⁶ Damit ist auch die Handelsrichtung nach Flandern angedeutet.

Ueber das ganze Geschäftsgebahnen der Gesellschaft liegen keine Nachrichten vor, insbesondere auch darüber nicht, ob sich das Haus schon in großzügige Darlehensgeschäfte eingelassen hat; seine Beteiligung am Tiroler Silberhandel lassen wenigstens den Beginn von reinen Geldgeschäften vermuten. Jedenfalls aber bildete der Warenhandel die Grundlage für das Aufblühen des Hauses. Wie hoch sich der Gewinn belief, ist auch gänzlich unbekannt; daß er jedoch nicht unbeträchtlich gewesen sein muß, läßt sich schon aus den vielen frommen Stiftungen ersehen, mit denen die Böhlin und ihre Gesellschaft die Kirchen ihrer Vaterstadt bereicherten. Gerade die Bezeichnung „und ihre Gesellschaft“ beweist, wie die Stiftungskapitalien dem Gesellschaftsvermögen entnommen waren u. wie man sich Gott gegenüber verpflichtet fühlte für den reichen Gewinn, den er ihren, großen Verlusten nur zu sehr ausgeglichen, Unternehmungen angeeignet ließ. Vielleicht wollte man auch den göttlichen Zorn über die häufigen Verfehlungen gegen das kirchliche Zinsverbot besänftigen.

Im einzelnen waren nun diese Stiftungen folgende:

1463 läßt Hans Böhlin in der Frauenkirche durch den Künstler Joo Strigel das in Ton ausgeführte Sakramentshäuschen herstellen, das dann leider der Bildersümmerei der Reformationszeit zum Opfer fiel.⁵⁷

Ist es bei dieser Stiftung noch zweifelhaft, ob wir es hier mit der des Privatmannes Hans Böhlin oder einer solchen der Gesellschaft zu tun haben, so ist das bei den folgenden nicht mehr möglich: am 23. Juli 1479 errichten Erhart Böhlin der ältere, Hans Böhlin und Erhart Böhlin der jüngere in ihrem und ihrer Handelsgesellschaft Namen auf dem hl. Dreifaltigkeitsaltar in St. Martin eine ewige Messe verbunden mit einem Predigeramt.⁵⁸ Der gen. Altar lag in der Seitenkapelle des südlichen Seitenschiffes, die die Böhlin 1470 erbaut hatten und die noch heute unter dem Namen Böhlin'sche Kapelle bekannt ist. Was aber diese Stiftung besonders bemerkenswert macht, ist die Errichtung des Predigeramtes; war es doch ihr zweiter Inhaber, der sich öffentlich auf die Seite Luthers stellte und durch seine das Volk gewaltig aufrüttelnden Predigten der Reformation in Memmingen den Boden bereitete. Die Pfründe wurde von den Stiftern glänzend dotiert. Neben freier Wohnung in dem Pfründehaus gegenüber der Kinderlehrkirche in der Fuggergasse, da wo sich jetzt der Garten von Nr. 112 (neue Nr. 9) befindet, bezog der Prediger jährlich 100 Gulden Jahreszinsen in 4 Raten zu je 25 fl. Diese Zinsen hatten die Böhlin schon 1476 aus der Stadt Zöllen gegen die Darlegung eines nicht

⁴⁷) Ebd. S. 56.

⁴⁸) Ebd. S. 92.

⁴⁹) Weller, Die Weller. Frh. J. Mich. v. Weller's Nachr. u. d. Fam. (1917), I. S. 115.

⁵⁰) Schulte, Gesch. d. großen Ravensburger Handelsgesellschaft 1380—1530 (1923), I. S. 454.

⁵¹) Ebd. S. 470, 477.

⁵²) Ebd. S. 425.

⁵³) Miedel, Führer (1910), S. 84.

⁵⁴) Sti.-M. 260/1.

⁴⁷) Sti.-M. 287. 2^a.

⁴⁸) Sti.-M. 11a. 2^a.

⁴⁹) Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger. I. S. 194.

⁵⁰) Schulte, Gesch. d. mittelalt. Hand. zw. Westdeutschl. und Italien (1900), II. S. 75.

unbedeutenden Kapitals gekauft und jetzt mußte sich die Stadt verpflichten die Zinsen direkt an den Prediger rechtzeitig abzuführen. Daß die Pfründe mit den notwendigen Messgeräten und Paramenten reichlich ausgestattet wurde, verstand sich bei dem frommen Gemüte der Wöhlins von selbst. Die Verpflichtung, die der Prediger mit der Uebertragung der Pfründe auf sich zu nehmen hatte, war keine geringe. Es war das wenigste, daß er in der Woche zwei Messen lesen mußte, seine Hauptaufgabe bestand eben in der Predigt und hier waren ihm nicht weniger als 90 Predigten im Jahr an ganz bestimmten Tagen vorgeschrieben, wobei es ihm unbenommen blieb weitere Messen und Predigten, sobald d. Pfarrer damit einverstanden war, „aus Andacht“ zu halten. Das Patronat der Pfründe — das Recht, dem Bischof bei Neubesehungen den zukünftigen Inhaber vorzuschlagen, war dem jeweils ältesten Wöhlins vorbehalten und sollte nach Aussterben des Mannesstammes an Bürgermeister und Rat übergehen.

Viel Freude sollten die Wöhlins, von ihrem Standpunkte aus gesehen, nicht an dieser Stiftung erleben. Schon der erste Pfründeninhaber, Dr. Jodocus Gagn, lebte mit seinem Pfarrer, mit dem Rat und mit den Augustinern in fortgesetztem Hader und Streit. Er scheute sich nicht die Kanzel als Kampfplatz zu betrachten und offen gegen die vom Rat erlassenen Anordnungen zu eifern. Und da seine Patronatsherren — wie wir noch sehen werden — meist dem Räte angehörten, so richteten seine Angriffe sich auch gegen diese. Der zweite Pfründeninhaber, Christof Schappeler, gab, wie gesagt den Anstoß zur Reformation in Memmingen, sehr gegen die Ansicht der Wöhlins, die auf dem altgläubigen Standpunkt beharrten und, wenigstens in der Friedenhauser Linie darauf bestehen blieben. Auch die Ungerhauser haben sich dem Protestantismus erst nach Ueberfiedelung in ihre neue Heimat Augsburg zugewandt. Und der dritte Pfründeninhaber Mag. Johannes Magg, hielt zwar am Katholizismus fest, geriet aber gerade dadurch in stärksten Gegensatz zu dem eifrig reformierenden Räte und zog so seinen Patronatsherren unwillkürlich mit in die Streitigkeiten hinein. Endlich bildete auch die Eingiehung der Pfründe durch den Rat ein unerquickliches Kapitel, sodaß die Wöhlins im ganzen genommen mehr Aerger als Freude an ihrer Prädikatur erlebt haben.

Ziemlich gleichzeitig mit Errichtung der Prädikatur fällt auch die Stiftung einer neuen Orgel auf der Empore zu St. Martin durch die Wöhlins-Gesellschaft⁵⁰⁾; und nicht lange danach hören wir von einer neuen Begabung der Martinskirche. Am 12. Februar 1484 stiften die drei Wöhlins ebenfalls wieder für sich und ihre Gesellschaft eine zweite ewige Messe auf dem Altar ihrer Kapelle. Auch hierfür wurde ein besonderer Priester angestellt und ihm ein Jahres Einkommen von 29 fl. überwiesen.⁵¹⁾

Hatten die Wöhlins bisher in der Hauptsache die Martinskirche ihre milde Hand spüren lassen, so wandten sie jetzt ihre Aufmerksamkeit der Frauenkirche zu. 1487 ließen sie und ihre Gesellschaft auch in dieser Kirche eine Orgel, deren sie bisher hatte entbehren müssen, errichten,⁵²⁾ und 2 Jahre später ermöglichte es eine erneute Stiftung Hans Wöhlins dem Pfarrer von Unser Frauen zwei Helfer zuzugesellen.⁵³⁾

Daß so fromme Gemüter, wie es die Wöhlins augenscheinlich waren, auch der Armen nicht vergaßen, ist eine Selbstverständlichkeit die kaum erwähnt zu werden braucht. Ihre Mildtätigkeit erstreckte sich herunter bis auf die Fingelkinder im Seelhaus, denen durch ein Vermächtnis Erhart Wöhlins des jüngeren alle Quatember für acht Schilling Weißbrot und für zwei Schilling Milch gereicht werden konnte.⁵⁴⁾

⁵⁰⁾ Baumann, II, S. 701.

⁵¹⁾ Sontheimer, I, S. 496.

⁵²⁾ Schorer S. 45.

⁵³⁾ Sti.-M. 3. 2°.

⁵⁴⁾ Sti.-M. 3. 2°. Daß sie auch dem Elisabethenkloster spendeten, zeigt ihr im ehemaligen Kreuzgang neuerdings aufgedecktes Familienwappen (1475).

⁵⁵⁾ Sti.-M. 11a. 2°.

Im öffentlichen Leben stand Hans Wöhlins seit 1460.⁵⁶⁾ In diesem Jahre übertrug man ihm das Amt eines Dreizehner-Gerichtsherrn, das er sechs Jahre hindurch verwaltete. Die folgenden 4 Jahre bis 1470 fehlt sein Name im Nemerbuch, ebenso wie für die Zeit von 1473 bis 1477. Diese Jahre wird er im Dienste seiner Handelsgesellschaft außerhalb Memmingsens zugebracht haben. Nachdem er für die Jahre 1470 bis 72 sowie 1477 u. 78 nochmals Dreizehner gewesen war, verwaltete er zwei Jahre hindurch das Stadtmannamt und wurde dann — wohl der einzig dastehende Fall in Memmingen — im Mai 1481 ohne vorher jemals dem Räte angehört zu haben sofort zum Bürgermeister erwählt. Er löste damals seinen Bruder Erhart auf diesem Posten ab, und da letzterer daraufhin Ratgeb wurde, so saßen dieses Jahr wieder einmal zwei nächste Verwandte im Rat, ein Zustand, der in der Bürgererschaft schon so häufig Mißmut erregt hatte und auch kurz darauf zu einem ernstlichen, während des Junstregimentes auch nicht wieder gebrochenen Verbote führte. Hans gehörte dem Rat bis zu seinem Tode (1496) an. Sechsmal bekleidete er den Posten des Bürgermeisters und einmal war er Junstmeister.

Das Memminger Archiv ist für diese Jahre verhältnismäßig wenig reichhaltig und so sind auch die Nachrichten über die Tätigkeit Hans Wöhlins im Stadtdienste recht dürftig. Wir wissen nur, daß er 1483 als Gesandter der Stadt Memmingen an den Hof Erzherzog Sigismunds nach Innsbruck zum Abschluß eines Bündnisses geschickt wurde⁵⁷⁾, und daß er 1486 die Stadt auf einem Städtetag zu Eßlingen vertrat.⁵⁸⁾ Das Bündnis mit dem Erzherzog hatte seine Bewandnis in den entsetzlich unsicheren Zeiten. Fehde auf Fehde folgten sich im Allgäuer Lande und machten die Straßen in immer steigenderem Maße unsicher. Selbst die altbewährten Städtebünde konnten dem Uebel nicht mehr steuern. Eine härtere Faust mußte zupacken. So entschloß sich schon 1482 Kempten den Schutz und Schirm des Tiroler Erzherzogs zu suchen u. im Jahre darauf bequeme sich auch Memmingen zum Abschluß eines solchen Bündnisses, ein immerhin etwas gewagtes Experiment für die Städte; denn sie mußten dem Erzherzog das Deffnungsrecht für 100 Pferde einräumen.

Bei dem Städtetag zu Eßlingen handelte es sich um die Vorbereitungen zum Abschluß des Schwäbischen Bundes, jener Vereinigung der oberländischen Staatswesen, die dann tatsächlich mit Erfolg bemüht war, dem durch das Fehdewesen vollständig zerrütteten Lande die so notwendige Ruhe einigermaßen zu sichern.

Das Verhältnis Hans Wöhlins zu seinen Friedenhauser Vettern war das denkbar beste. Nicht nur daß die beiden Linien gemeinsam ihre Interessen in der Handelsgesellschaft verfolgten, sondern Hans nahm sich auch nach dem Tode Erharts des älteren seiner Witwe und seines ansehenden kranken Sohnes Leonhart lebhaft an. Er empfing ihre Lehen und verwaltete sogar zusammen mit Anton Lauzinger aus Augsburg das nicht unbeträchtliche Vermögen der Friedenhauser.⁵⁹⁾

Hans muß 1496 gestorben sein. Seine ihm 1452 angeordnete Gattin Elisabeth Schab, aus dem in Biberach heimischen Geschlechte,⁶⁰⁾ überlebte ihn bis 1515.⁶¹⁾ Es ist auffallend, daß die Wöhlinschen Ehen im Gegensatz zu denen anderer Memminger Familien in dem von uns betrachteten Zeitraum niemals mit einer zahlreichen Kinderfamilie besetzt waren und daß die Gefahr des Aussterbens mehrfach unmittelbar vor der Tür zu stehen schien. So waren auch der Ehe Hans Wöhlins mit Elisabeth Schab nur zwei Kinder entsprossen: der Sohn Konrat und die Tochter Katharina.

Katharina war geboren 1460 und seit 1479 mit dem schon genannten Anton Welsch verheiratet.⁶²⁾ Sie wurde durch ihren Sohn Franz die Großmutter der durch

⁵⁶⁾ St.-M. Nemerbücher.

⁵⁷⁾ Schorer, S. 42.

⁵⁸⁾ Ebd., S. 44.

⁵⁹⁾ Sti.-M. 1.1 u. Chmel, Reg. chronol.-dipl. Frid. III.

Rom. imp. Wien (1840) S. 773.

⁶⁰⁾ Unold, Gesch. Sp. 62.

⁶¹⁾ Sti.-M. 308, 1.

⁶²⁾ Welsch, a. a. O. I. S. 64.

Schönheit und Bildung bekannten Philippine Welscher, der Gemahlin des Erzherzogs von Oesterreich. Katharina starb 1514.

Auch Konrat Böhlin hatte sich seine erste Gattin Barbara († 1504) aus dem Hause der Welscher geholt. Sie war die Schwester Antons und bildete somit ein Band mehr in den engen verwandtschaftlichen und kaufmännischen Beziehungen, die die beiden Familien miteinander verknüpften. Es ist schon berichtet worden, wie der enge Gesichtskreis, der an dem großzügigeren Augsburgs Mahstabe gemessen, in Memmingen herrschte, dem kaufmännischen Genie eines Anton Welscher nicht mehr genügen konnte und wie er nach dem Tode des Schwiegervaters den Mauern Memmingens, die ihn über 25 Jahre beherbergt hatten — er war dort auch Stadtmann und Ratgeb geworden⁷¹ — den Rücken kehrte um in Augsburg durch Verschmelzung der Welscher- und der Böhlin-Gesellschaft dasjenige Unternehmen ins Leben zu rufen, das lange Jahre hindurch den guten Ruf des deutschen Kaufmanns bis an die Gestade fernster Weltteile verbreiten sollte. Konrat Böhlin jedoch, neben Anton Welscher der bedeutendste Teilhaber der neuen Welscher-Gesellschaft, blieb in Memmingen zurück und wir dürfen als sicher annehmen, daß einstweilen Memmingen neben Augsburg Sitz der Gesellschaft war. Später freilich ist das nicht mehr der Fall: die Böhlin befinden sich nicht mehr unter den Kaufleuten, die vor Rat berufen werden, wenn es galt die Memminger Handelswelt von besondern, sie angehenden Verfügungen oder Ereignissen in Kenntnis zu setzen.

Konrat Böhlin beteiligte sich wie Vater und Großvater mit regstem Eifer am Stadtreichentum. Nachdem er 1495 und 96 Stadtmann gewesen war, trat er bei der Neuwahl 1497 in den Rat ein, dem er nun ununterbrochen bis zu seinem Lebensende angehörte. In den Jahren 1502, 04, 06, 08 und 10 stand er an der Spitze der Vaterstadt.⁷² Auch der Geschäfte eines Pflegers der armen Dürftigen hatte er sich zu unterziehen, eines Ehrenamtes, das bei dem großen Vermögensstand des Unterhospitals dem Inhaber fortgesetzt große Mühe und Arbeit auferlegte. Noch mehr gab aber Konrat der Posten zu tun, den er seit dem 9. März 1502 inne hatte. Damals wurde er auf dem Tage zu Augsburg von den Städten des Schwäbischen Bundes zum Bundesrate gewählt.⁷³ Die ihm damit aufgebürdete Arbeit mag dem sonst so viel beschäftigten und in große Handelsunternehmungen verstrickten Mann bald zu viel geworden sein. Schon nach wenigen Jahren gab er das Amt an Hans Steinhuber ab. Nichts desto weniger wurde Konrat häufig vom Rate zu den zahlreichen Zusammenkünften der Städte oder zu Schiedsgerichten abgeordnet und er mag öfter im Dienste der Stadt im Sattel gesessen sein als ihm lieb war. Ueberaus stören empfand er die Saumlosigkeit der Bundesmitglieder, besonders der hohen Herren, die nicht rechtzeitig zu den angeordneten Tagungen erschienen und die Städteboten über Gebühr warten ließen: „Nun hau!“ — so schreibt er am 4. Juli 1503 von Ehlingen aus an den Rat⁷⁴ — „mein gnedigster her von Menh ich ain zeit her nit mugen kumen seines leibss halb, sunder mit dem pottegran hart beschwert gewest und noch. Man hofft aber es in nun so gutt worden, daß sein gnaub her kumen mug. . . [Hieraus] migen Ihr abnemen dießer tag hie fast lang weren wiert, sunderlich so die fürsten erst her kumen werden; daß waurlich des lang hieseligenss mein fuz noch nit ist und ain andern lieber dann mir hie zu ligen gunen wöllt.“

Im Memminger Archiv liegt noch so mancher seiner Briefe, in denen er über seine Tätigkeit Rechnung ablegt oder Anregung gibt, wie diese oder jene den Rat bewegende Sache am besten anzupacken sei. Es würde uns jedoch zu weit führen, wollten wir Konrat auf seinen Ritten weiterhin begleiten.

Ein wichtiger Tag im Leben Konrats war der 9. März 1503. An diesem Tage schloß er mit der Stadt Memmingen den Kaufvertrag wegen des Dorfes Unger-

hausen ab.⁷⁵ Um 6400 fl. ging der Ort, der hinfür diesem Zweige der Böhlin den Namen geben sollte, nebst allen an ihm haftenden Gerechtsamen an den neuen Eigentümer über. Konrat verstand es seiner Besetzung noch eine wertvolle Ergänzung hinzuzufügen: er wurde 1510 vom Kaiser für sein Dorf mit der hohen Gerichtsbarkeit ausgestattet. Hiergegen erhoben sich nun in Memmingen selbst schwere Bedenken. Man befürchtete eine Beeinträchtigung der eigenen Hoheitsrechte, wenn Bürger derartige Vorrechte erwerben. Und was dem einen recht ist ist dem anderen billig. Der Erfolg der Böhlin mußte für die anderen Bürger, die die um Memmingen liegenden Dörfer besaßen, ein Ansporn sein gleiche Rechte zu erwerben. In der Tat eine eigenartige Lage, in der sich die Stadt befand. Der Rat ordnete daher zu dem im September in Ulm stattfindenden Bundestag den Großjuristmeister Balthasar Steinhuber ab, sich mit den anderen Bundesräten zu beraten. Der Erfolg war gering. Man wies den Rat auf direkte Verhandlungen mit Konrat hin.⁷⁶ Die Stadt zing ihn also an, von seiner Gerechtsame abzustehen. Vergebens! Wir hören nichts davon, daß die Böhlin freiwillig auf ihr Hochgericht verzichtet hätten.

Kurz vor seinem Tode kam es im Rat zu einer erregten Szene.⁷⁷ Der Metzgerzunftmeister Hans Merdlin, ein alter bewährter Bürger, hatte bei der Beratung über die Fleischschau den Bürgermeister Böhlin über Gebühr angegriffen und dessen geharnischte Erwiderung hervorgerufen. Der Streit drohte in Tätlichkeiten überzugehen und der Großjuristmeister mußte unter Androhung strengster Strafen die Parteien zur Ruhe verweisen. Dieser Friedbruch während der Sitzung durfte nicht ungeführt bleiben und Böhlin drang zur Wiederherstellung seiner schwer verletzten Ehre auf strenge Bestrafung seines Angreifers. Dazu vermochte sich der Rat nun freilich nicht zu verstehen. Er wollte sein langjähriges betagtes Mitglied die in der Erregung hervorgestoßenen Schmähworte nicht zu schwer büßen lassen, besonders da auch Merdlin seine Heftigkeit bereute. Es begann nun eine lang andauernde Vermittlung, aber es hielt schwer den Zorn des Bürgermeisters zu besänftigen. Eine gänzliche Verzeihung war nicht zu erlangen, Konrat bestand mindestens auf Widerruf vor Rat und der alte Merdlin mußte sich endlich dazu bequemen: „darauff ist dannoch dem Märdlin die sach auch mit wordten vnderlagt worden, füro deß behutjamer zu sein. Das hat er zu dann verstanden.“

Nicht lange darauf — am 7. Juni 1511 — beschloß Konrat Böhlin sein arbeitsreiches Leben, tief betrauert von seinen Mitbürgern.⁷⁸

Nachdem seine erste Gattin, Barbara Welscher, 1504 gestorben war, war er eine neue Ehe mit Margarete Sättelin, der Tochter des Memminger Patriziers Hans Sättelin und seiner Frau Anna Teuffel, eingegangen.

Aus beiden Ehen sind zahlreiche Kinder hervorgegangen. Wir kennen drei Töchter und fünf Söhne.

Elisabeth heiratete 1513 den Servatius Rehm.⁷⁹ Er war, wie aus einem Schriftstück von 1542 hervorgeht, Ulmer Bürger und Mitbesitzer des Dorfes Ungerhausen.⁸⁰

Barbara wurde die Gattin des Hieronymus Rehm, eines entfernten Verwandten des Servatius.

Margarethe aber wurde von Hans Rot aus Ulm heimgeführt. Das Ehepaar verkaufte am 27. 7. 1536 um 725 fl. r.hn. seinen Anteil an der Gült aus der Frauenmühle zu Memmingen an Hans Ehinger. Unter den Mitseglern befand sich auch Hans Böhlin, der Schwager des Hans Rot.⁸¹ Zu dieser Zeit lebte Rot in Augsburg, später 1551 treffen wir ihn wieder in Ulm an.⁸²

⁷⁹) Sonthemer. II, S. 471. Das ehemalige Böhlinische Schloßlein stand auf dem kleinen Höhengraben gegen das Hungerbachtal an und auf dem Grund des jetzigen Pfarrhauses.

⁷⁷) St.-M. Nr. v. 9. und 16. 9. 1510.

⁷⁸) St.-M. Nr. v. 24. u. 28. 2. sowie 10. u. 14. 3. 1511.

⁷⁹) Schorer, S. 60.

⁸⁰) St.-M. 308/1. ⁸¹) St.-M. 55/4. ⁸²) St.-M. 284/1.

⁸³) St.-M. 55/4. ⁸⁴) St.-M. 308/1.

⁷¹) St.-M. Memterbuch. Die Angabe, auf die man häufig stößt, er sei auch Bürgermeister gewesen, trifft nicht zu.

⁷²) ebendort.

⁷³) Klüpfel, Urf. d. Schwäb. Bundes (Stuttg.) I, S. 461.

⁷⁴) St.-M. 291 2^o.

Von den Söhnen Konrats starben zwei kurz hintereinander: Jos 1514 und Erhart 1515.⁸⁴ Einen anderen Sohn, Namens Konrat⁸⁵, lernen wir aus dem Steuerbuch von 1521 kennen. Seine Steuer betrug 53 Pfd. 2 Schilling Heller, eine sehr hohe Summe, mit der er die sechste Stelle unter den Steuerzahlern einnahm. Seine Wohnung lag im Rast neben der seines Bruders Hans.⁸⁶ Jedoch schon im darauf folgenden Jahre vereinnahmten die Martinspfleger die Gebühren für sein Totengeläute.⁸⁷

Ein weiterer Sohn war dann Lukas, meist Laug genannt. Er widmete sich dem geistlichen Stande. Am 22. Mai 1512 wurde er — schon als clericus Augustensis dioecesis — in Ingolstadt immatrikuliert.⁸⁸ Sein geistl. Gewand hielt ihn jedoch nicht ab, eines Nachts ein armes Weiblein übel zuzurichten. Zur Strafe wurde der rauf- lustige Priester eine Zeit lang in den Turm geworfen und mußte der Mißhandelten ein Schmerzensgeld entrichten. Später wurde Laug Pfarrer zu Hawangen, resignierte jedoch 1525 auf seine Stelle.⁸⁹ Inzwischen war er in Memmingen mit einer uns nicht näher bekannten Pfründe belehnt worden. 1529 wurde er zusammen mit Hans Koller den Nonnen des sogen. Böhlin-Klosterleins zum Pfleger gesetzt,⁹⁰ ein Amt, in dem wir beide noch 1540 antreffen.⁹¹ In den Kämpfen der Reformation tritt Laug kaum hervor. Wenn er auch 1531 unter dem Druck der Verhältnisse versprach sich den Anordnungen des Rates fügen zu wollen und vom Messelesen abzustehen,⁹² so hielt er doch im Stillen an dem alten Glauben fest. Schon 1534 hatte der Rat Veranlassung ihn vor dem Messelesen zu warnen; man werde ihm sein Einkommen nur dann folgen lassen, wenn er sich recht halte;⁹³ und 1540 wird ihm gar ernstlich unter- sagt Leute zu hausen und zu hofen, die „dieser Rat widerwertig sein“.⁹⁴ Anfangs Juni 1551 beschloß er seine Tage. Am 10. ds Mts. teilte der Memminger Rat den vor wenigen Tagen erfolgten Tod des Lukas seinem Schwager Hans Rot nach Ulm mit. Lukas hatte ihm letztwillig einen vergoldeten Dedelbecher vermacht.⁹⁵

Hans Böhlin wurde 1488 geboren. Schon in jungen Jahren trat er in die Wessler-Böhlingengesellschaft ein u. wurde deren Faktor in Saragossa. Hier besuchte ihn im April 1509 Lukas Rem und die Landsleute verlebten einige vergnügte Tage in der sonnigen Fremde.⁹⁶ Trauriger war das Wiedersehen der beiden im Juli 1511 in Lyon,⁹⁷ wohin mittlerweile der junge Hans von seiner Firma versetzt worden war. Der Vater war vor kurzem gestorben und Lukas Rem hatte die Aufgabe die Rechnungen der Lyoner Faktorei nachzuprüfen und den jungen Böhlin zu entlasten, damit er in die Heimat zurückkehren konnte.

Bis 1517 hören wir nun nichts mehr von ihm. In diesem Jahre aber finden wir mehrere Angaben die sein öffentliches, privates und geschäftliches Leben beleuchten. Bei der Ratserneuerung zum Mai wurde er als Ratgeb in den Rat gewählt, dem er in der gleichen Stellung 1519 noch einmal angehörte.⁹⁸ In denselben Tagen, da er zum ersten Mal mit der Ratsherrenwürde bekleidet wurde,

gründete er sich auch seinen eigenen Hausstand: Am 29. 4. 1517 trägt der Ratschreiber folgenden Beschluß in das Protokoll ein: In jüngsten zuverkünden, wer Hansen Böhlin dienen wöllt der praut entgegen zu gan, der soll sich wol rüsten mit harnasch und erbern claidern, dann wer nit wol gerüst sen, der werd ausgemustert. Und ob etwas geschenkt würd, so soll es in die jüngsten geben werden.⁹⁹ Man sieht, die Stadt wollte Ehre einlegen vor der Braut eines ihrer vornehmsten Bürger; die neue Heimat sollte sich in möglichst günstigem Lichte vor ihr zeigen. Wer war nun die Braut? Bucelinus nennt sie Euphemia Meslin. So hieß sie sicher nicht, wenigstens nicht mit dem Vornamen. Hierfür haben wir einen Beweis in den Akten der St. Martinspflege. Die Ehe war nämlich nur von kurzer Dauer, 1521 werden die Einnahmen für das Totengeläute und für die Feier des „Dreißigst“ für Hansen Böhlin's Frau gebucht u. im letzteren Falle steht als ihr Vorname Margaretha dabei.¹⁰⁰ War sie wirklich eine Meslin — was gut möglich ist — so wird sie aus Konstanz stammen, woselbst die Meslin beheimatet waren. Weitere Angaben lassen sich von der jungen Frau nicht machen.

(Schluß folgt.)

Spiegelbilder aus der Zeit des Dreißigjäh. Krieges

Von D. Friedrich Braun in München-Solln.

(Schluß.)

Unsitte und Uebelstände, wie sie der Magister Lang schon im Jahre 1621 heraufziehen sah, stehen hier, mehr als dreißig Jahre später, noch in voller Blüte. Wenn auch da und dort wadere Pfarrer dagegen eiferten, wenn ein viel gelebener Volkschriftsteller wie Christoph Schorer mit seiner Feder dagegen zu Felde zog, wie bescheiden mag die Wirkung davon gewesen sein! Zumal es dem deutschen Volke bei seiner Zersplitterung in eine Unmasse von Herrschaftsgebieten zur Aufrichtung seines wirtschaftlichen Lebens an einer zusammenfassenden Gewalt völlig gebrach. Kein Wunder, daß Schorer¹⁰¹ noch kurze Zeit vor seinem Tod, als er einer weit ausgedehnten ärztlichen Praxis sich erfreute, seine Söhne zur Sparsamkeit ermahnt mit dem Vorhalt: „Gedenket, wie schwerlich [mühsam] dieser Zeit das Geld gewonnen werde! Wie herb es die Eltern ankommt, etwas Geld zusammenzuparen, und daß vor diesem [Lebendem] ein Vater wohl drei Söhne hätte können stützen lassen um das Geld, was jeunder nur einer „ostet.“ Aber in Schorer's Haus gab es doch einen Reichtum von höherer Art. Wie er aus seinem Christenglauben Lebensmut und Sterbensfreudigkeit schöpft; wie er in ungeheurer Gottesfurcht die sittlichen Lebensordnungen achtet und mit Freimut die Sünden und Schäden der Zeit beleuchtet; wie er sich wissenschaftlich fortbildet, aus den Quellen der Antike und der Reformation sein geistiges Leben nährt, dabei aber deutschen Sprachgeist sich bewahrt und deutsche Bestimmung pflegt; wie er rastlos sich bemüht, die Schätze seines Wissens und seiner Erfahrung andern zu vermitteln und so das Gemeinwohl zu fördern: das gibt ein Bild von dem Besten, was dem deutschen Volke bei aller Verarmung und Verlotterung geblieben war und zum Wiederaufbau beitragen konnte.

¹⁰² Christoph Schorer's, Phil. u. Med. Doct. Fürstl. Würt. Mümpelg. Raths und des H. Reichs Stadt Memmingen Physici Ordinarii, Information an Seine liebe Söhne / Bestehend in Regeln / Wie sie sich gegen Gott und ihren Neben-Menschen / in Obsevierung ihrer Bescheidenheit / in Reisen / auf der Academi und insgemein in der Fremde / auch bey dem Studio Philosophiae, Theologiae, Jurisprudentialae, Medicinae, und bei der Kaufmannschaft / so sich einer von ihnen auf ein oder anders begeben würde, verhalten sollen, daß es ihnen zeitlich u. ewig wohl ergehe. Ulm / bey Christian Balthasar Kühnen / Im Jahr Christi MDCLXIX. Mit Bildnis des Verf. von Kilian. (152 S. 8°).

¹⁰³ St.-M. Memterbuch.

¹⁰⁴ St.-M. RPr. v. 29. 4. 1517.

¹⁰⁵ St.-M. 308/1.

⁸⁴ Dieser Konrat ist zwar in keinem der vorhandenen Stammbäume aufgeführt, er kann aber nur ein Sohn des 1511 verstorbenen Konrat sein, denn nur dieser hat mehrere Kinder gehabt. Leonhart, der sonst allein noch in Frage kommt, hat bestimmt nur einen Sohn Erhart.

⁸⁵ St.-M. 429. 2°.

⁸⁶ St.-M. 308/1.

⁸⁷ Sonthheimer, Geistlichkeit, S. 199.

⁸⁸ Ebd.

⁸⁹ St.-M. RPr. 29. 12. 1529.

⁹⁰ Ebd. 4. 8. 1540.

⁹¹ Ebd. 9. 8. 1531.

⁹² Ebd. 15. 7. 1534.

⁹³ Ebd. 4. 8. 1540.

⁹⁴ St.-M. 55/4.

⁹⁵ Rem, Tageb. (Mugsb. 1861) S. 15. — Greiff's Bemerkung 127 scheint auf einem Irrtum zu beruhen, es müßte denn sein, daß Hans Böhlin in Saragossa ein unehelicher Sprössling der Familie war.

⁹⁶ Ebd. S. 16.